

Rezensionen

Nation, Nationalitäten und Nationalismus im östlichen Europa. Festschrift für Arnold Suppan zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Marija Wakounig / Wolfgang Mueller / Michael Portmann unter redaktioneller Mitwirkung von Anita Biricz / Andreas Rathberger / David Schriffel. Berlin, Münster, Wien [usw.]: LIT, 2010. 702 S. ISBN: 978-3-643-50241-4.

Das vorliegende Buch stellt eine Festschrift dar, welche von Kollegen und Schülern des Professors am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien Arnold Suppan zu seinem 65. Geburtstag vorbereitet und in ansprechender Form herausgegeben worden ist. Der Jubilar ist ein angesehener Fachmann auf dem Gebiet der osteuropäischen und südosteuropäischen Geschichte und Initiator und Leiter mehrerer großer Forschungsprojekte. Die Aufsätze der Festschrift spiegeln thematisch und chronologisch die Bandbreite und die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen wider. Als Autoren firmieren Historiker, Politologen, Sprach- und Kulturwissenschaftler sowie Literaturhistoriker. Mit insgesamt 38 Beiträgen sind am Sammelband sowohl österreichische Kollegen und Kolleginnen, vor allem von der Universität Wien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, als auch Wissenschaftler aus Prag, Bratislava, Budapest, Paris und einigen US-amerikanischen Universitäten beteiligt.

Das thematische Spektrum des Sammelbandes ist sehr vielfältig. Es wird die Geschichte der Außenpolitik Österreichs, Österreich-Ungarns sowie einiger mitteleuropäischer und Balkan-Staaten thematisiert; auch Ergebnisse von Forschungen zur Militärgeschichte und über die Beziehungen der Nationalitäten sind vertreten. Ein besonderes Kapitel unter dem Titel *Menschen* bilden die Beiträge über einzelne Personen wie Fr. Palacký, Th. Herzl, K. Kramář u.a. L. VELEK, der Autor des Aufsatzes über K. Kramář, verwendet bei seiner Betrachtung der Persönlichkeit und der Tätigkeit des tschechischen Politikers einen originellen Ansatz, indem er den Faktor Ehefrau einbezieht und sich der Ehe zwischen Kramář und der Russin

N. N. Abrikosova zuwendet. Wertvolle Materialien werden von G. KASTNER in einem anderen Aufsatz dieses Abschnitts behandelt, der sich mit der antifaschistischen Thematik im amerikanischen Film während des Zweiten Weltkrieges auseinandersetzt. Kastner erforscht die US-Propaganda gegen die Nationalsozialisten und die Rolle, die dabei die Regisseure und Schauspieler aus Mitteleuropa spielten, die in den dreißiger und vierziger Jahren in Hollywood tätig waren.

Formell in fünf thematische Abschnitte gegliedert, sind alle Beiträge doch letztendlich dem einen Generalthema gewidmet, das im Sammelbandtitel genannt wird, und sie knüpfen alle an die Erforschung der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung des osteuropäischen Raums an.

Der Sammelband spiegelt zweifelsohne den heutigen Stand der Forschung wider und erweist auf bisherige Erfolge, bestehende Forschungslücken und die Richtungen künftiger Forschung hin. Eine allgemeine kritische Anmerkung gilt für die meisten Beiträge, dass die Autoren nämlich die aktuelle wissenschaftliche Literatur aus Osteuropa kaum zur Kenntnis nehmen oder sie einfach nicht kennen. Dabei sind die osteuropäischen Forscherinnen und Forscher gerade auf dem Gebiet der nationalen Beziehungen besonders produktiv, und eben auf diesem Arbeitsfeld könnte eine wissenschaftliche Kooperation höchst nutzvoll und fruchtbar sein.

Das lässt sich gut am Beispiel der Aufsätze von E. VYSLONZIL und W. MUELLER aufzeigen. Die Autoren bringen die russische Suche nach einer nationalen Idee entsprechend dem Verständnis der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Nationalität mit der gesamt europäischen Zerrissenheit zwischen Romantik und Historismus in Zusammenhang. In diesem Kontext verdient das breite Quellenmaterial besondere Erwähnung, das M. WAKOUNIG in ihrem Beitrag *Die drei Kronen Ostmitteleuropas* erschließt. Die Autorin verfolgt die Transformation der symbolischen Bedeutung der Kronen Ungarns, Böhmens und Polens vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, die Rolle dieser Symbole

bei der Entstehung nationaler Identitäten und bei der Erhaltung oder Neuschaffung der jeweiligen nationalstaatlichen Idee. Diese Entwicklungen werden vor dem Hintergrund der großen europäischen Politik analysiert, was die Schlussfolgerungen M. Wakounigs besonders fundiert macht.

Die erwähnte mangelhafte Kenntnis der Arbeiten der osteuropäischen Kollegen betrifft keinesfalls A. KAPPELER, der die Darstellung des österreichischen Galizien in den heutigen ukrainischen Schulbüchern analysiert. Er betont, dass die modernen Schulbücher legitimatorische Funktionen für die ukrainische Nation und den jungen ukrainischen Nationalstaat erfüllen, und fügt mit Recht hinzu: „Der Ethnozentrismus führt allerdings auch zur Ausblendung wichtiger Bereiche der Geschichte.“ (S. 161) Diese Bemerkung betrifft auch andere Beiträge in der Festschrift: etwa *Die karpatendeutsche Identität im Kraftfeld der mitteleuropäischen Politik 1918–1945* (D. KOVÁČ) oder *Balkanromanität: Perspektive der Forschung* (M. D. PEYFUSS).

Eine gewisse Diskrepanz zwischen dem breiten vorhandenen Quellenbestand und dem engen thematischen Interesse der Verfasser zeichnet auch einige andere Beiträge aus: etwa diejenigen über die rumänische Nationalbewegung (O. J. SCHMITT), über die Krise in Bosnien-Herzegowina 1991/1992 (P. DRAGIŠIĆ), über muslimische Gemeinschaften in Südosteuropa in der Gegenwart (V. HEUBERGER) und über das Phänomen der Massenuniversität in Österreich (E. BRUCKMÜLLER).

Ein Extremfall der entgegengesetzten Art stellt der Aufsatz von N. NAIMARK über *The Killing Fields of the „East“: Three Hundred Years of Mass Killing in the Borderlands of Russia and Poland* dar. Der Autor konstruiert ein höchst vereinfachtes Schema der ethnischen Konflikte in Osteuropa, vorwiegend im Gebiet des heutigen Polens und der Ukraine und ignoriert dabei komplexe politische und soziale Prozesse, die dort im Laufe von drei Jahrhunderten verliefen, was nur teilweise dadurch erklärt werden kann, dass er die Fülle der Forschungsliteratur über diese Prozesse außer Acht lässt.

Vor dem Hintergrund des heutigen Forschungsstands muss man einräumen, dass die

Erarbeitung einer Faktenbasis und deren methodisch, theoretisch und begrifflich abgesicherte Analyse auf dem Forschungsfeld von Nation, Nationalitäten und Nationalismus zwar ein aktuelles Desiderat sind, das allerdings zumindest teilweise wohl erst in der Zukunft eingelöst werden kann. Zweifellos hat H. P. HYE Recht, wenn er pathetisch die unbedingte Notwendigkeit der Geistes- und Geschichtswissenschaften betont (S. 17); jedoch bleibt sein Beitrag insgesamt tatsächlich nicht mehr als die von ihm angekündigte essayistische Annäherung.

Ebenfalls unbestritten ist die Richtigkeit des Aufrufs von M. PORTMANN: „Es gehört zu den hehren Aufgaben und vornehmen Pflichten des Historikers, der Degeneration von Geschichtswissenschaft hin zur Geschichtspolitik entgegenzutreten.“ (S. 46) Doch folgt ihm F. GLATZ kaum, wenn er in seinem Beitrag über die Zukunft von Staat und Nation in Osteuropa und über die mögliche Zukunft der europäischen, staatsbürgerlichen und nationalen Identitäten schreibt (S. 171). Hier findet man eine zweifelhafte Vermischung von Begriffen, mit denen Forscher äußerst präzise umgehen sollten. Das gilt auch für den Aufsatz von G. B. COHEN *Citizenship and Nationality in Late Imperial Austria*, in dem imperiale Loyalität oder deren Fehlen bei unterschiedlichen ethnischen Gruppen untersucht wird, was jedoch keinesfalls deren gegebenenfalls radikalen nationalen Bestrebungen erklären kann. Als ob die theoretische Ungleichmäßigkeit des Sammelbandes noch verschärft werden sollte, behandelt der Beitrag von A. KOHLER die Eroberungsideologie des „weißen Mannes“, was sich weit vom Gesamtthema der Festschrift entfernt.

Selbstverständlich sind diejenigen Artikel vom besonderen Interesse, die ein optimales Gleichgewicht zwischen theoretischen Konzepten und dem konkreten historischen Material finden und dabei direkt nationale Beziehungen erforschen. Dazu zählen zweifelsohne die Beiträge von O. RATHKOLB *Kultur und Nationalitätenkonflikt in Österreich 1918: davor/danach* (im Inhaltsverzeichnis wird der Titel falsch genannt) und R. LEIN „*Sterb' ich in Polen...*“ *Strategische und taktische Vorbedingungen der Kriegsführung an*

der *österreichisch-ungarischen Nordostfront 1914*. Einen sehr überzeugenden Eindruck macht die von K. BACHMANN vorgenommene Sichtung der Quellen in seinem Beitrag über die Kollaboration in Polen während des Zweiten Weltkrieges. Er widerlegt die weitverbreitete Vorstellung von Polen als einem Land ohne Kollaborateure, obgleich er dabei den Begriff „Kollaboration“ zu weit deutet. Mit Erfolg geht A. IVANIŠEVIČ die schwierige Frage der „serbokroatischen“ Sprache in den kroatisch-serbischen Beziehungen vor der Entstehung Jugoslawiens an.

Eine besondere Erwähnung verdient der Artikel von C. HOREL *Wem gehört die Stadt? Multikulturalismus versus Magyarisierung am Beispiel dreier Städte Transleithaniens 1880–1914*. Die Au-

torin bedient sich statistischer und soziologischer Daten und betrachtet, am Beispiel dreier Städte, die heute nicht mehr zu Ungarn gehören, sondern zur Slowakei (Bratislava), zu Serbien (Subotica) und zu Rumänien (Arad), unterschiedliche Modelle, unterschiedliches Tempo und doch letztendlich den gemeinsamen Misserfolg des Magyarisierungsprozesses, der den traditionellen ostmittel- und südosteuropäischen Multikulturalismus nicht überwinden konnte. Der Aufsatz C. Horels ist sowohl ein gutes Beispiel für die Schwierigkeiten, die bei der Erforschung nationaler Probleme entstehen, als auch ein Beleg dafür, dass sie mit rein wissenschaftlichen Methoden zu bewältigen sind.

Ekaterina Tsimbaeva, Moskau

Professionen, Eigentum und Staat. Europäische Entwicklungen im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Dietmar Müller / Hannes Siegrist. Göttingen: Wallstein, 2014. 333 S. = *Moderne europäische Geschichte*, 8. ISBN: 978-3-8353-1462-7.

Professionalisierung wird in dem von den Herausgebern Dietmar Müller und Hannes Siegrist verfassten, theoretisch anspruchsvollen „Vorwort“ des Bandes insbesondere im analytischen Zusammenhang mit Vorgängen betrachtet, welche die Eigentumsordnung betreffen und von den Herausgebern als „Propertisierung“ bezeichnet werden, sowie mit auf die Nationalstaatenbildung bezogenen Prozessen, die vielleicht etwas missverständlich „Nationalisierung“ genannt werden. Dies schafft einen Bezugsrahmen, der ein offeneres und weitläufigeres Verständnis des Strukturprinzips der Professionalisierung nahelegt, als dies in der gängigen sozialwissenschaftlichen und soziologischen Forschung üblich ist. Einen anderen, gerade für internationale Vergleiche wichtigen analytischen Grundgedanken des Vorworts bildet die Unterscheidung zwischen „Professionalisierung von oben“ und „von unten“.

Natürlich wäre auch eine andere theoretische Leitvorstellung denkbar gewesen, wie sie zum Beispiel von Wolfgang Schluchter und

später auch von mir verfolgt wurde (WOLFGANG SCHLUCHTER: *Aspekte bürokratischer Herrschaft*. München 1972, S. 145 ff.; ANTON STERBLING: *Eliten im Modernisierungsprozess*. Hamburg 1987, S. 236 ff.) und die – in der Denktradition Max Webers – insbesondere auf die Affinitäts- und Spannungsverhältnisse der Strukturprinzipien der Professionalisierung, bürokratischen Rationalisierung und Demokratisierung in Modernisierungsprozessen abhebt. Die bürokratisch-rationale Entwicklung wird im Vorwort wie auch in einigen der Beiträge des vorliegenden Bandes zumindest implizit oder punktuell berücksichtigt. Der Aspekt der Demokratisierung, der zwar einen zentralen Gesichtspunkt der Modernisierung bildet, zur Professionalisierung allerdings in einem aufschlussreichen Spannungsverhältnis steht, wird ebenfalls eher implizit, durch die Betrachtung demokratischer wie auch sozialistischer und postsozialistischer Gesellschaften aufgegriffen, aber nicht systematisch untersucht.

Einen wichtigen, das Vorwort ergänzenden theoretischen Beitrag legt HANNES SIEGRIST vor, indem er die „professionelle Autonomie“ im Kontext, aus den Spannungsverhältnissen und als Ergebnis unterschiedlicher individueller, gruppenspezifischer und kollektiver Autonomieforderungen und -bestrebungen eingehender analysiert. In Ergänzung zu der für die

abendländische Moderne so wesentlichen Wert-idee der Autonomie des Subjekts und der individuellen Freiheits- und Menschenrechte stützt sich die Professionalisierung auf eine berufsgruppenbezogene, intermediäre Autonomie, die zwischen Individuen und Staat angesiedelt ist. Diese erhält mithin, gleichsam in abgewandelter Form, ein ständisches Strukturelement in der modernen Gesellschaft. Mit der berufsständischen Autonomie und Selbstorganisation wie auch der Reichweite und Wirkung damit verbundener berufsethischer Prinzipien werden strukturelle Besonderheiten der Professionalisierung im Rahmen verschiedener Rechtsordnungen, Institutionengefüge und staatlicher Herrschaftsordnungen deutlich gemacht, die zugleich unterschiedlichen Modernisierungsvorgängen und Modernisierungsverläufen, also verschiedenen Pfaden der Modernisierung, entsprechen. Zusammen mit dem Vorwort bildet dieser Beitrag den ersten, grundlegenden Teil des Buches.

Im zweiten Teil des Bandes werden vor allem Rechtsberufe behandelt, die neben dem Arztberuf und einigen wenigen anderen zu den im Professionalisierungsprozess zumeist am weitesten fortgeschrittenen professionalisierten Tätigkeiten zählen. Ein gleichsam paradigmatischer Stellenwert kommt dabei dem Aufsatz von MICHAEL BURRAGE zu, der die Rolle und Bedeutung der Rechtsberufe in einer längerfristigen, historisch-vergleichenden Perspektive, nicht zuletzt im Zusammenhang mit außerordentlichen historischen Ereignissen wie politischen und sozialen Revolutionen untersucht, und dabei schwerpunktmäßig die französische, die russische wie auch die angelsächsischen Entwicklungen in ihren Grundzügen exemplarisch nachzeichnet. Sehr aufschlussreich erscheint auch der Beitrag von DIETMAR MÜLLER über Advokaten, Geodäten und Notare in Rumänien zwischen 1830 und 1940. In diesem Text werden nicht nur spezifische historische und politische Rahmenbedingungen entsprechender, durchaus eingeschränkter Professionalisierungsvorgänge aufgezeigt, sondern es wird unter anderem für die Zwischenkriegszeit auch herausgearbeitet, wie unterschiedliche Eigentumsgegebenheiten und Rechtstraditionen

im nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen „Großrumänien“ und nicht zuletzt das Vorhandensein eines Grundbuchs und Katasters in Siebenbürgen und das Fehlen dieser Einrichtungen in Altrumänien mit spezifischen Partikularinteressen der genannten Berufsgruppen zusammenhängen. So bildeten die mit dem Grund- und Bodeneigentum zusammenhängenden Rechtsgeschäfte und Rechtsauseinandersetzungen in Altrumänien eine wichtige Pfründe der wachsenden Zahl von Rechtsanwälten, wobei dies wegen der dort gegebenen geringeren Rechtssicherheit auf Grund fehlender Dokumentation der Eigentumstitel zu weitaus höheren Transaktionskosten als in Siebenbürgen führte. Auch der dritte Beitrag dieses zweiten Teils des Buches von RAFAEL MROWCZYNSKI ist sehr lesenswert. Er betrachtet Rechtsberufe, insbesondere die der Rechtsanwälte und Rechtsberater von Unternehmen, in der Zeit des Sozialismus und Postsozialismus in Polen und in der Sowjetunion bzw. in Russland und lässt dabei nicht nur den besonderen Status der juristischen Berufe zwischen politischer Abhängigkeit und Teilautonomie im Sozialismus deutlich werden, sondern macht auch gesellschaftsspezifische Unterschiede, nicht zuletzt im Hinblick auf wichtige Professionalisierungsaspekte, vor allem nach dem Ende des Sozialismus kenntlich.

Der dritte Teil des Buches versammelt Beiträge über Vermessungsingenieure, Geodäten, Agrarberufe und ähnliche Tätigkeiten wie auch über Industrieberufe, die insbesondere im Zusammenhang mit Fragen der Patentierung und des Patentrechts behandelt werden. Am engsten an der analytischen Perspektive der Professionalisierung ausgerichtet erscheint der kenntnisreiche Beitrag von MANUEL SCHRAMM über Vermessungsingenieure in Deutschland und den USA im 20. Jahrhundert. In diesem werden eingehend Berufsfelder und Aufgaben, Aspekte der Ausbildungsstandards und der Lizenzierung, der berufsständischen Organisation wie auch der übergreifenden politischen Ordnungsvorstellungen und Regulierungen behandelt, die die gegebenen gesellschaftsspezifischen Unterschiede plausibel erscheinen lassen. Der Aufsatz von CORNEL MICU indes ist viel allgemei-

ner gehalten, er geht bis ins 19. Jahrhundert zurück und spricht unter anderem das weitgehende Fehlen eines Wirtschaftsbürgertums in Rumänien und die Entwicklung einer für Hochschulabsolventen daher attraktiven Staatsbürokratie im engen Zusammenhang mit der Nationalstaatenbildung an, ebenso die Bedeutung der umfangreichen Bodenreformen nach dem Ersten Weltkrieg und den damit einhergehenden Bedarf an staatlicher Beratung und Regulierung durch Agronomen. Auch die Kollektivierung nach dem Zweiten Weltkrieg und der Anstieg der formalen Bildungsabschlüsse des Leitungspersonals landwirtschaftlicher Betriebe im Zuge der Bildungsexpansion seit den sechziger Jahren werden behandelt. Neben nationalen Betrachtungen geht Micu in seinen Darlegungen exemplarisch auch auf regionale Aspekte der im Landesvergleich eher unterentwickelten Gegend um Brăila ein. SRĐAN MILOŠEVIĆ untersucht die unter dem Einfluss von Ideologie und Professionalität stehende Geodätausbildung und -tätigkeit im sozialistischen Jugoslawien im Zeitraum 1945 bis 1953, also in der Zeit, als wichtige Weichenstellungen im Hinblick auf einen eigenständigen jugoslawischen Entwicklungsweg erfolgten. Auf die Auseinandersetzungen um Patentrechte, also berufsrelevantes geistiges Eigentum, im 19. Jahrhundert geht der Beitrag von MARKUS LANG ein. Vor allem mit der fortschreitenden Industrialisierung und der Hochindustrialisierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nahmen in Deutschland die Bedeutung des Patentschutzes wie auch die Bestrebungen, diesen auszuhebeln oder zu unterlaufen, deutlich zu. Wie entsprechende Auseinandersetzungen in ihrem Ergebnis verliefen, wird in dem Beitrag empirisch belegt nachgezeichnet.

Im vierten Teil des Buches liegen die Schwerpunkte der Betrachtungen auf Berufen und Tätigkeiten, die in der Professionalisierungsdiskussion ansonsten eher am Rande stehen, die aber gerade im Hinblick auf ein erweitertes Konzept der Professionalisierung durchaus aufschlussreich erscheinen, nämlich künstlerische Berufe und solche der Kultur- und Medienindustrie. Einiges über Autonomiebestrebungen, Autorenschaft und geistiges Eigen-

tum wie auch politische Systemunterschiede erschließt der informative Beitrag von DOROTHEA TREBESIOUS über Künstler und insbesondere Komponistenverbände in Frankreich und in der DDR. AUGUSTA DIMOU betrachtet zeitbezogen reflektiert die Professionalisierungsbemühungen und ihre Grenzen im jugoslawischen Verlagswesen der Zwischenkriegszeit. Die Drehbuchautoren als Angehörige eines modernen, mehr oder weniger fest in die Kulturindustrie oder die staatliche Propaganda eingebundenen Kreativberufs werden in dem Aufsatz von JULIANE SCHOLZ in einer aufschlussreichen Vergleichsperspektive zwischen Hollywood und dem „kommunistischen Europa“, insbesondere der DDR, untersucht. Dabei geht es selbstverständlich auch um die Bestrebungen der Drehbuchautoren, sich möglichst weitreichende individuelle Handlungsspielräume und berufliche Autonomie zu sichern, und um die systemspezifischen Grenzen, die diese Bemühungen jeweils fanden oder finden. Dieser Teil des Buches macht in nahezu allen Beiträgen deutlich, dass die Professionalisierungschancen stets auch und oft weitgehend von den vorherrschenden politischen Ordnungsvorstellungen und dem davon bestimmten Institutionengefüge einer Gesellschaft abhängig erscheinen. Dies gilt auch und nicht zuletzt für künstlerische oder kreative Berufe, deren erfolgreiche Entfaltung eigentlich die uneingeschränkte Geltung der Idee der Freiheit voraussetzt.

Es kann jedenfalls als ein wichtiger Erkenntnisbeitrag dieses Bandes angesehen werden, dass er Professionalisierung als eine wesentliche, oft allerdings verkannte Dimension der historischen Modernisierungsvorgänge aufgefasst und zugleich in ihren komplizierten Spannungs- und Verschränkungsbeziehungen zu anderen Strukturprinzipien eingehender untersucht hat, und zwar sowohl historisch-vergleichend als auch gleichzeitig in ihren verschiedenen berufsspezifischen und institutionellen Ausprägungsformen, wenngleich – wie bei einem Sammelband üblich – sich nicht alle Beiträge im strengen Sinne dem im Vorwort entworfenen analytischen Bezugsrahmen fügen. Dass ein eher offenes Professionalisierungskonzept als Leitfaden dient, erweist sich indes

gerade angesichts der historisch-vergleichenden wie auch der systemübergreifenden Anliegen des Bandes durchaus als Vorteil. Nicht nur diese Offenheit, die zum weiteren Nachdenken

über Professionalisierung als Aspekt der Modernisierung anregt, macht den Band jedenfalls lesenswert.

Anton Sterbling, Görlitz

PAUL BUSHKOVITCH: *A Concise History of Russia*. Cambridge [usw.]: Cambridge University Press, 2011. 491 S., 20 Abb. = Cambridge Concise Histories. ISBN: 978-0-521-83562-6.

Paul Bushkovitch, Professor an der Yale University, ist ein durch mehrere Monographien zu Fragen der Religion, der Gesellschaft und zu Zar Peter I. ausgewiesener Spezialist der Russländischen Geschichte vom 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert. Nun hat er sich der schwierigen Aufgabe gestellt, auf knapp 460 Seiten Text eine Synthese, gleichsam ein Kondensat der mehr als tausendjährigen Geschichte des Russländischen Reichs zu schreiben. Ein solches Unterfangen stellt hohe Anforderungen, weil der Raum für Differenzierungen und ausholende Erklärungen begrenzt ist, knapp und präzise formuliert und immer wieder die Entscheidung getroffen werden muss, was relevant, was verzichtbar ist. Gerade diese Abwägung gelingt dem Verfasser nicht immer. Auf Kosten wiederholt wünschenswerter Differenzierungen teilt er uns, um nur ein Beispiel zu nennen, dafür lieber die letzten Worte Alexanders II. mit, die er nach dem auf ihn verübten Bombenanschlag äußerte (S. 206).

Bushkovitch gliedert seinen Stoff – im Wesentlichen chronologisch – in 23 Kapitel, von denen jedes eine Länge von etwa 20 Seiten aufweist. Die einzelnen Kapitel werden nicht zu Abschnitten zusammengefasst. Schwerpunktsetzungen sind gleichwohl erkennbar. Auf die Geschichte bis zum Beginn der Neuzeit unter Peter I. entfallen vier Kapitel. Das 18. Jahrhundert bis zum Ende der Nikolaitischen Epoche wird in sechs Kapiteln thematisiert, wobei eines der (Hoch-)Kultur, d. h. der Musik, den bildenden Künsten, im Wesentlichen aber der Literatur gewidmet ist. Das späte Zarenreich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wird in fünf Kapiteln erörtert. Drei weitere skizzieren die Zeitspanne vom Ersten Weltkrieg bis zur Sta-

linschen Revolution ‚von oben‘, je ein weiteres den Stalinismus und den Zweiten Weltkrieg. Auf die Nachkriegszeit bis einschließlich der Brežnev-Ära verwendet der Verfasser drei Kapitel. Ein kurzer Epilog, der nicht in die Kapitelzählung aufgenommen wurde, erörtert den Zusammenbruch der Sowjetunion und die Etablierung der neuen Strukturen der Russischen Föderation unter Boris Jelzin.

Methodisch ist die Darstellung der Erzählung verpflichtet. Das Narrativ mag für weniger beschleunigte Zeitläufte akzeptabel sein, doch mit zunehmender Komplexität der Sachverhalte stößt diese Verfahrensweise an ihre Grenzen. Da sich Strukturen nicht erzählen lassen, verzichtet die Darstellung im Wesentlichen darauf, sie zu behandeln. Ein Blick auf die Ausstattung des Buches erhärtet diesen Befund. Es ist zwar mit sechs Karten und 20 Abbildungen versehen, von denen die Hälfte bedeutende Akteure wie Zaren, zarische Würdenträger, Künstler und Revolutionäre zeigen, doch werden diese nicht in den Text eingebunden. Sie mögen einen ästhetischen Wert haben, aber keinen funktionalen. An ihrer Statt wäre es besser gewesen, Diagramme, Statistiken, Schaubilder etc. über die Sozialstruktur, die Entwicklung der Bevölkerung, der Wirtschaft u.a.m. zu präsentieren. Dieser blinde Fleck ist ein schwerwiegendes Manko, das den Wert des Werkes deutlich mindert.

Insgesamt präsentiert der Verfasser gerade für die doch sehr dynamische Entwicklung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bild, das wenig mit den Erkenntnissen der neueren Forschung harmoniert. Offenbar mit Blick auf die soziale und wirtschaftliche Verfassung des russischen Dorfes bezeichnet der Verfasser die dortigen Verhältnisse als weitgehend vormodern, wenn nicht sogar unveränderlich („largely unmodernized, if not unchanging“) und bedient sich – an europäischen, ja sogar an asiatischen Standards gemessen – des Verdikts

„rückständig“ (S. 221). Hier wird die Geschichte gleichsam über einen Kamm geschoren, alles normativ an der europäischen Elle gemessen. Was dem nicht entspricht, wird als Defizitgeschichte abgetan, ohne auch nur einen Gedanken auf „multiple modernities“ und unterschiedliche Entwicklungswege zu verwenden.

Der Waschzettel gibt Auskunft über den potentiellen Leserkreis des Werkes: Studenten, Touristen, den interessierten Normalverbraucher. Dies mag erklären, weshalb die Darstellung völlig auf Anmerkungen bzw. ein Quellen- und Literaturverzeichnis verzichtet. Einige Literaturempfehlungen zu den jeweiligen Epochen, partiell mit kurzen Kommentaren versehen, können dieses Defizit nicht kompensieren. Im Übrigen avisiert die Verlagsreklame, dass seit dem Zerfall der Sowjetunion zahlreiche neue Materialien erschlossen, neue Konzeptionen zur Erklärung der Geschichte des Russländischen Reiches entwickelt worden seien. Dies ist richtig; aber sie haben im Wesentlichen keinen Eingang in die vorliegende Studie gefunden. So ist diese Synthese keineswegs auf dem jüngsten Forschungsstand. Zum Teil erweisen sich die Ausführungen als sinnentstellend, partiell auch als schlichtweg falsch. So suggeriert Bushkovitch beispielsweise einerseits, dass die bäuerlichen Loskaufzahlungen über die Revolution von 1905 angedauert hätten, und versucht damit, Kapitalarmut und letztlich mangelnde Investitions- und Innovationsbereitschaft der Bauern zu erklären (S. 219). Des Weiteren schreibt er der Partei der Sozialrevolutionäre die Verantwortung für das Attentat auf den Vorsitzenden des Ministerrats P. A. Stolypin im

September 1911 zu (S. 289). Dabei wies zum einen das ZK der PSR in öffentlichen Erklärungen, die in der zeitgenössischen europäischen Presse publiziert wurden, nicht nur jede Verantwortung für den Anschlag von sich; zum anderen verfügte der Attentäter, ein Mitarbeiter der Geheimpolizei, über Verbindungen ins anarchistische Lager.

Im Übrigen folgt die Erzählung nicht immer der Chronologie der Ereignisse und dürfte den nicht einschlägig vorgebildeten Leser verwirren. Auch die jeweiligen ‚Kultur-Kapitel‘ überzeugen nicht. Sie sind Appendices, die sich wie eine kondensierte Literaturgeschichte lesen. Das Register ist recht umfassend, enthält aber weder das Stichwort Arbeitsmigration noch Migration. Dies überrascht umso mehr, als der Verfasser sich an mehreren Stellen mit dem für die imperiale Geschichte bedeutsamen Phänomen der Ansiedlung russischer Bauern in Kasachstan und Sibirien im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auseinandersetzt – allerdings mit einer bemerkenswert einseitigen und positiven Beurteilung, die die Vorbehalte der dortigen Bevölkerung, der *sibirjaki* wie der Indigenen, sowie die daraus resultierenden sozioökonomischen, kulturellen und ethnischen Konflikte nahezu ausblendet (S. 222).

Angesichts dieser insgesamt wenig überzeugenden Ausführungen Bushkovichs sei jedem Interessierten dringend angeraten, sich an Werken anderer Verfasser und Verlage zu orientieren. Damit sind sie in jedem Fall besser informiert.

Lutz Häfner, Göttingen

Bayern und Russland in vormoderner Zeit. Annäherungen bis in die Zeit Peters des Großen. Hrsg. von Alois Schmid. München: Beck, 2012. XIV, 453 S., Abb. = Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 42. ISBN: 978-3-406-10725-2.

Was ist Bayern? Was ist Russland? Vor allem die erste Frage stellt sich sofort, wenn der Band mit einer Untersuchung von WINFRIED MÜLLER einsetzt über die *Via regia*, die von Frank-

furt/Main herkommend, über Fulda, Eisenach, Gotha, Erfurt nach Leipzig und von dort weiter nach Osten verlief, also weder das heutige Land Bayern noch das alte Herzogtum berührt, sondern nur durch eine Abzweigung selbst mit der alten Reichsstadt Nürnberg verbunden war. Des Rätsels Lösung findet sich erst am Schluss des Buches, in der Zusammenfassung durch den Herausgeber: Die „Internationalisierungsstrategie der bayrischen Staatsregierung“, die speziell durch die Landesgeschichte, deren auf

Kleinräumigkeit, Mikrostrukturen ausgerichtete Forschung, kaum zu erfüllen ist.

Der Band enthält also um des zu schaffen- den internationalen Netzwerkes willen Beiträge, die mit Blick auf Bayern, definiert als das heutige Land oder historisch als die bayrischen und fränkischen Reichskreise, überraschen: Untersuchungen über Russland auf den Reichstagen, die zunächst ja nicht einmal fest auf heutigem bayrischen Boden tagten (HELMUT NEUHAUS: Russische Gesandtschaften auf den Reichstagen des 16. Jahrhunderts, S. 197 ff.; MICHAEL A. BOJCOV: Die Erlebnisse der Vertreter Ivans des Schrecklichen auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahre 1576 und ihr Nachwirken, S. 227 ff.), und über Russlandberichte, die im kaiserlichen Dienst entstanden sind (OLEG F. KUDRJAVCEV: Die heilige Rus'. Der russische Traum des Doktor Johann Fabri, S. 87 ff., wobei dieser mit Bayern überhaupt nichts zu tun hatte [vgl. S. 90 ff.]; MARGIT KSOLL-MARCON: Die Reise des Johann Georg Korb nach Russland in den Jahren 1698 und 1699, S. 349 ff., dessen einzige Verbindung zu Bayern war, dass ein Teil seines Nachlasses heute in einem bayrischen Archiv liegt [Staatsarchiv Amberg], weil Korb später in Pfalz-Sulzbacher Dienste getreten war. Über seine Russlandreise in kaiserlichem Auftrag der Jahre 1698/99 hat er in seinem Tagebuch, mit kaiserlicher Lizenz 1700 oder 1701 gedruckt, ausführlicher berichtet. Einzelne Briefe ergänzen das Tagebuch, das 1968 erneut veröffentlicht wurde. Auch zeitlich greift ein Beitrag über Lomonosov und Avenarius (ANDREJ DORONIN, S. 125 ff.) über den im Titel gesetzten Rahmen hinaus, und nicht recht überzeugt die Bedeutung Bayerns für das ukrainische und, daraus resultierend, das russische Bildungswesen kurz vor Peter, festzumachen nur an in der Ukraine noch heute erhaltenen Werken des kurfürstlichen Hofpredigers Jeremias Drexel (1598–1651) sowie des Ingolstädter Theologieprofessors Petrus Canisius (1521–1597), während zwei andere Jesuiten, Martin Becanus (1563–1624) und Maximilianus Sandaeus (1578–1656), tätig in Würzburg und Mainz, nur mit Bedenken als „Bayern“ reklamiert werden können. Auch deren Werke lassen sich dort nachweisen.

Den harten Kern der Beiträge bieten die Vorträge über die Russlandkenntnisse am bayrischen Hof und die Handelsbeziehungen freier Reichsstädte, die auf dem Territorium des heutigen Landes Bayern liegen. ALOIS SCHMID (S. 39 ff.) weist nach, dass man in München und im Herzogtum Bayern des 14. Jahrhunderts unter Kaiser Ludwig IV. keine Vorstellung von, zumindest aber kein Interesse an Russland hatte. Dasselbe Phänomen gilt für Hessen noch im 16. Jahrhundert (vgl. INGE AUERBACH: Macht und Glauben. Grundprinzipien der Außenpolitik Philipps des Großmütigen am Beispiel Ostmitteleuropas bis zum Frieden von Kaaden, in: Reformation und Landesherrschaft. Hrsg. von Inge Auerbach. Marburg/Lahn 2005, S. 231 ff. = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 24/9) und dürfte sich in den anderen Territorien des Heiligen Römischen Reiches nicht wesentlich anders dargestellt haben. MAXIMILIAN LANZINNER befasst sich mit den politischen Hintergründen, die zur Verbreitung von handschriftlichen oder vor allem in Nürnberg gedruckten Zeitungen in den Korrespondenzen deutscher Fürsten untereinander geführt haben (S. 165 ff.). Sie beruhen vor allem auf livländischer oder polnischer Propaganda, die ein Eingreifen des Reiches in deren Moskowiterkriege bewirken sollte. Lanzinners Fazit: „Freilich, eine aktive Mitwirkung an der Nordeuropa- und Moskaupolitik, ob im Verbund mit den Reichsständen oder mit dem Kaiser, zog der bayerische Hof nach wie vor nicht in Erwägung“ (S. 181). Immerhin, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschien Russland in der Gestalt Moskowiens im Wissenshorizont von Fürsten und Räten, vor allem dank Sigismund von Herberstein und der im Gefolge des Livländischen Krieges entstandenen Gräuelpublizistik. Für Hessen liegt eine Untersuchung vor, die nach den moralischen Voraussetzungen und den unterschiedlichen juristischen Rahmenbedingungen in Moskau und in Deutschland fragt, auf denen die gruselige Wirkung dieser Flugschriftenliteratur im deutschen Sprachraum beruht (INGE AUERBACH: Der hessische Löwe und der russische Bär. Die Beziehungen zwischen Hessen-Kassel und Russland. 16. bis

20. Jahrhundert. Marburg/Lahn 2003. = Schriften des hessischen Staatsarchivs, 14). Lanzinners Ansatz war ein anderer, ein außenpolitischer.

MICHAIL A. BOJCOV ergänzt das, ebenfalls auf der Ebene des Reiches. Er geht auf der Basis russischer Quellen – und zwar zum einen einer inoffiziell gebliebenen und zum anderen der offiziellen Fassung des Abschlussberichtes der Gesandtschaft an den Zaren (wobei sich erstere in der Nationalbibliothek in St. Petersburg befindet) – auf Kulturunterschiede zwischen Deutschland und Russland ein, die den Berichterstattnern 1576 aufgefallen sind. Vermittelnd und dolmetschend waren übrigens zwei Dorpater Gutsherren, noch immer Katholiken, an der Regensburger Gesandtschaft beteiligt. Die andere Seite, den Eindruck, den russische Gesandtschaften auf kaiserlichen oder Reichstagen seit 1489 gemacht haben, stellt HELMUT NEUHAUS vor (S. 197 ff.). Kern der Verhandlungen war die Livlandfrage, wobei aus süddeutscher Sicht das Baltikum abgelegen war und man sich zu einer aktiven Unterstützung der Livländer durch das Reich nicht entschließen konnte. In den Regierungsgeschäften Karls V. tauchen gelegentlich Handelsprobleme auf, daneben wird über eine mögliche Rolle Moskowiens als Bündnispartner gegen die Türken nachgedacht, und es gab natürlich seit der Annahme des Zarentitels die Titulaturfrage.

Wem aber nützen vergleichende Untersuchungen, die nur Fakten ohne tiefere Analyse nebeneinanderstellen, ohne die Relevanz der Vorgänge in dem einen Land für das jeweils andere zu untersuchen (VASILIJ IVANOV mit seinem Vergleich der Konflikte zwischen Staat und Kirche in Deutschland unter Ludwig dem Bayern und in Russland an der Wende zum 16. Jh., S. 75 ff., PETER CLAUS HARTMANN: *Pietas Bavarica – Pietas Russica*, S. 381 ff. – Die Altgläubigen scheinen für Hartmann kein Problem zu sein, sie werden nur in einem Nebensatz erwähnt)?

Die besten Beiträge des Bandes befassen sich mit jesuitischen Versuchen, in Russland zu missionieren, und mit Handelsbeziehungen. Die katholische Mission bzw. die Kirchenunion ist in Moskau – anders als in Litauen – stets

an dem bereits aus Griechenland überkommenen Überlegenheitsgefühl der Ostkirche gegenüber Rom gescheitert, doch hat ein Bayer, der Jesuit Heinrich Scherer, in der Tradition der Staatsgeographie und Kameralistik des Barock stehend, in seinem *Atlas Novus* von 1703 (2. Aufl. 1737) u. a. eine vergleichende Landeskunde für die ganze Welt geliefert, die auch Russland einschließt. Es geht dort um den Rang Russlands innerhalb der europäischen Staatenwelt, den Charakter des russischen Menschen und um die russische Kirche, deren Hierarchie und Verwaltungsstrukturen. Scherer hat in ihrem Informationsgehalt über die bekannten gedruckten Landeskunden hinausgehende polnische und kaiserliche diplomatische Korrespondenzen ausgewertet, und verdient daher unsere Aufmerksamkeit (R. BECKER, S. 259 ff.). Der Missionsbericht des Böhmen Georg David über die Vorgänge in Moskau im Jahr 1689, den Machtkampf zwischen Peter und seiner Schwester Sof'ja, erreichte auch Bayern in Gestalt der Oberdeutschen Provinz der Jesuiten. Verfasst hat ihn David, kurz nachdem er zusammen mit seinem ebenfalls böhmischen Kollegen Tobias Tichavsky plötzlich aus Moskau ausgewiesen worden war. Hier stehen wir vor dem Ende eines erneuten Versuches jesuitischer Mission in Russland, diesmal angeregt von Kaiser Leopold I. Behandelt wird hier nur der Wissenshorizont der bayrischen Jesuiten. Die beiden Missionare selbst haben mit Bayern nichts zu tun. David hat daneben eine 1690 gedruckte Landesbeschreibung und eine russische Grammatik verfasst, deren Wirkung auf Bayern nicht untersucht wird (HANNELORE PUTZ, S. 331 ff.).

„Russland“ ist für die Untersuchungen eine wechselnde Größe: Mit den Handelsbeziehungen von Regensburger Kaufleuten (Ruzarii) nach Kiev (12./13. Jahrhundert) befasst sich der gelehrte Beitrag von A. V. Nazarenko (S. 15 ff.). Es gab offensichtlich in Kiev eine eigene Kaufmannssiedlung mit lateinischen Kaufmannskirchen und dem St. Marienkloster, das zumindest zeitweilig in schottischer Hand gewesen sein muss. Gehandelt wurden Pelze und – zumindest in der Karolingerzeit – auch Sklaven, die durch Juden und andere aufgekauft

und auf den Sklavenmarkt nach Venedig abtransportiert wurden.

Das Russland der Zeit der Teilfürstentümer kommt auf der Tagung nicht vor. Eventuell hatten diese, an der Westgrenze gelegen, ohne noch unerschlossenes waldrreiches Hinterland zum Zobelfang, keine größere Bedeutung für den Pelzhandel, anders als Novgorod mit dem zugehörigen Norden und Moskau mit Sibirien. Oder wir wissen mangels russischer Quellen einfach zu wenig über deren Geschichte und Handelsbeziehungen. H. WÜST stellt die Handels- und Kulturbeziehungen süddeutscher Reichsstädte im 16. und 17. Jahrhundert vor, die vor dem 18. Jahrhundert ausgesprochen dürftig waren, auch wenn nach Russland verschenktes oder verhandeltes Silber aus Nürnberg und Augsburg die Schatzgewölbe der Zaren und heute der russischen Museen (Rüst-kammer des Kreml' in Moskau) anfüllt. Süddeutsche Kaufleute scheinen keinen direkten Kontakt nach Russland gepflegt, sondern Pelze über einen Zwischenhandel auf Stapelplätzen wie Prag oder Krakau bezogen zu haben. Sie pflegten zeitweilig auch den Livlandhandel.

Die Ostsee und Archangel'sk spielten nach der Schließung des Novgoroder Hansekontors die entscheidende Rolle im Russlandhandel: Süddeutsche Kaufleute bezogen daher aus Lübeck, Hamburg oder Antwerpen russische Waren, die sie auf dem Land- oder Wasserweg nach Süden transportierten. Indirekte Nachrichten über Russland kamen auf dem gleichen Weg in die süddeutschen Reichsstädte, sieht man ab von den russischen Kontakten zum Reichstag in Regensburg. Auch die Post- und Reisewege nach Russland ließen Süddeutschland links liegen, die ersten Postrouten verbanden seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts Moskau und Ostpreußen über Riga oder alternativ Wilna, während eine weitere Route von Breslau über Warschau nach Moskau keine große Bedeutung gehabt zu haben scheint. Auf den Ostseerouten erreichten Russland auch westliche Zeitungen, und es lässt sich statistisch belegen, dass hier die andere Seite, Süddeutschland, keine Rolle spielte. Nicht zufällig reiste Peter selbst durch Norddeutschland (1697/98, 1716/17). (HERMANN BEYER-THOMA,

S. 399 ff.).

So darf man abschließend feststellen, dass das Thema der dem Sammelband zugrunde liegenden Tagung, die Beschränkung auf die Frühzeit und Anfänge der süddeutsch-russischen Kontakte, unglücklich gewählt war, auch wenn daraus viel gemacht wurde.

Zu ergänzen wären Kleinigkeiten: Unter den „Moscovitica“ in Ficklers Inventar von 1598 werden Münzen, wahrscheinlich russische Münzen (so HELMUT ZEDELMAIER: *Moscovitica* in der herzoglichen Kunstkammer zu München, S. 293) erwähnt. Wenn das zutrifft, dürfte es sich um die im Deutschen sogenannten „Tropfkopeken“, aus Silberdrahtstücken geschlagene kleine Münzen unregelmäßiger Form, gehandelt haben und sicher nicht um *grivenki* (Rubel), gegossene Silberstangen mit Stempel.

Die vier spanischen Stuten vor der kaiserlichen Kutsche, mit der die Leiter der russischen Gesandtschaft von 1576 ihren Einzug nach Regensburg hielten, waren im russischen Gesandtschaftsbericht mit Recht einer Erwähnung wert (BOJCOV, S. 245). Sie stellten ein Rangmerkmal dar, denn sie waren im Handel nicht zu erhalten, sondern wurden von den Habsburgern nur an Könige oder befreundete Fürsten verschenkt. Der Export spanischer Pferde war nämlich Stein des Anstoßes unter den spanischen (kastilischen) Cortes gewesen, als sie die Punkte einer Wahlkapitulation für Karl V. 1515/16 zusammenstellten (INGE AUERBACH: *Wer regiert? Der Hund den Menschen oder der Mensch den Hund? Beiträge zur Sozialgeschichte der Jagdhunde*. 16. bis 19. Jahrhundert. Lauf a. d. Pegnitz 2009. = PAC-Korrespondenz. Zeitschrift des Politisch-Akademischen Clubs e.V. N.F. 22 (82), S. 27, Anm. 50).

Zu hinterfragen wäre, ob Johann Fabris Absicht, die Reformation mit dem Hinweis auf die Glaubensreinheit der Russen zu bekämpfen, tatsächlich Anlass für dessen *Epistola de Moscoviticarum juxta mare glycide religione* war (OLEG F. KUDRJAVCEV, S. 119 ff.). 1525 verfasst, erschien sie 1526 in Basel, also zu einer Zeit, als deutsche Fürsten noch keine Landeskirchen begründet hatten, die Glaubensspaltung durchaus noch nicht endgültig schien. Fabri lebte damals

in Wien, hatte sich auf Disputationen mit Protestanten, vor allem mit Zwingli, eingelassen und 1524 ein Traktat *Malleus in haeresin Lutheranam* veröffentlicht. Selbst ein Gegner des Ablasshandels und zeitweilig in Basel tätig gewesen, wurde Fabri durch Erasmus von Rotterdam beeinflusst, der den Anstoß aus Venedig aufgenommen hatte, orthodoxe Kirchenväter verstärkt in das westliche theologische Denken einzubeziehen. Seine Gesamtausgabe der Wer-

ke des Johannes Chrysostomos in lateinischer Sprache war wohl in Arbeit. Fabri hat möglicherweise nicht mehr beabsichtigt, als der theologischen Theorie die religiöse Praxis derjenigen Orthodoxen gegenüberzustellen, die sich selbst als die Vertreter der reinen Lehre sahen. Wir würden hier auch Wirkungen des Basler Humanismus um Erasmus von Rotterdam und Johann Froben vermuten.

Inge Auerbach, Marburg/Lahn

BARBARA EVENS CLEMENTS: *A History of Women in Russia. From Earliest Times to the Present*. Bloomington, IN, Indianapolis: Indiana University Press, 2012. XXV, 386 S., Abb. ISBN: 978-0-253-00097-2.

Die emeritierte amerikanische Historikerin Barbara Evans Clements ist eine Pionierin der russischen und sowjetischen Frauengeschichte. Ihre Auseinandersetzung mit dem Thema begann in den frühen siebziger Jahren mit ihrem Interesse für Aleksandra Kollontaj. In der Folge entwickelte sich Clements zu einer Spezialistin für die Rolle der Frauen in der Revolution und im bolschewistischen Staat. Sie publizierte zahlreiche Aufsätze und Monographien zu diesem Zeitraum, war aber auch immer wieder an der Edition von epochenübergreifenden Sammelbänden beteiligt. Nun hat sie mit ihrem neuesten Buch einen Überblick über die Geschichte der Frauen in Russland „von der frühesten Zeit bis in die Gegenwart“ vorgelegt. In einer bewundernswerten Leistung führt sie die Forschung zum Thema zusammen und stellt sich die anspruchsvolle Aufgabe, nebst der zeitlichen Tiefe auch der ethnischen Vielfalt des Russländischen Reiches Rechnung zu tragen.

In acht Kapiteln, die in etwa der üblichen Periodisierung der Geschichte Russlands folgen, wird zunächst jeweils kurz die allgemeine politische und sozioökonomische Entwicklung skizziert, um dann näher auf die Rolle der Frau einzugehen. Untersucht wird, welche Stellung die Frauen in Familie und Gesellschaft hatten, wie sich diese in Abhängigkeit von Alter, Ethnizität, Zivilstand, Religion und sozialer Zugehörigkeit unterschied, welche Handlungsspielräu-

me Frauen ausschöpfen konnten, und letztlich, welchen Einfluss sie auf die Geschichte Russlands ausübten. In jedem Kapitel werden exemplarisch Frauen näher vorgestellt, in den meisten Fällen sind es prominente Persönlichkeiten wie die Fürstin Ol'ga, die Bojarin Morozova, Katharina II., Aleksandra Kollontaj oder für die neueste Zeit Julija Timošenko.

Das Buch möchte einen breiteren Kreis von Leserinnen und Lesern ansprechen, es herrscht ein deskriptiver, erzählender Ton vor, der auch weniger präzise Aussagen in Kauf nimmt, etwa wenn es heißt: „The Russians were more insistent on getting people married and keeping them that way than were many other peoples in Europe.“ (S. 102)

Für die Kiever Rus' weist die Verfasserin auf die vielen Ähnlichkeiten mit dem übrigen Europa hin; bei den Unterschieden hebt sie die Tatsache hervor, dass in der Rus' die Mitgift der Frauen nicht in den Besitz des Mannes überging. Die gedrängte Form führt dazu, dass die Aussagen nicht immer genügend differenziert werden können. So schreibt die Autorin, dass die orthodoxe Kirche so gut wie keine Scheidungen zugelassen habe. In der Praxis war es jedoch so, dass bis weit ins 17. Jahrhundert hinein sehr viele Ehen gewohnheitsrechtlich, d.h. ohne kirchliche Trauung geschlossen und somit auch wieder ohne Zutun der Kirche aufgelöst werden konnten. Zum andern gab es sehr wohl auch von der Kirche anerkannte Scheidungsgründe.

Der zunächst einleuchtende chronologische Aufbau und das Bestreben, für jede Periode alle in den Fokus genommenen Aspekte darzustellen, führen zwangsläufig zu Wiederholungen.

Das gilt etwa für die Schilderung der Aufgabengebiete und der Lebensweise der Bäuerinnen, die sich über Jahrhunderte wenig veränderten. Es stellt sich deswegen die Frage, ob eine zumindest teilweise thematische Gliederung nicht sinnvoller gewesen wäre.

Ein schwerwiegender Mangel des Werkes ist die Tatsache, dass nur Literatur aus dem englisch- und russischsprachigen Raum verwendet wurde. Die nicht unbedeutende deutschsprachige Forschung zum Thema hat die Autorin nicht rezipiert. Sonst wüsste sie, dass man in Prozessakten des 17. Jahrhunderts durchaus Informationen zu den städtischen Frauen findet. So aber vertritt sie die Meinung, hinsichtlich sozial tiefer gestellter Frauen sei man nur über die Sklavinnen einigermaßen informiert, was damit zu tun hat, dass Richard Hellie 1982 über die Sklaverei im Moskauer Reich geschrieben hat. Auch das Bild, das sie von der hochgestellten Frau wiedergibt, entspricht nicht dem aktuellen Forschungsstand, kann doch nicht mehr davon gesprochen werden, dass die adeligen Frauen eingesperrt gewesen seien.

Mit der gewaltigen Expansion des Moskauer Reiches seit dem 16. Jahrhundert kamen zahllose nichtslawische Völker unter die Herrschaft der Zaren. Zu diesem Vorgang gibt es von Andreas Kappeler das Standardwerk „Russland als Vielvölkerreich“ (seit 2001 auch auf Englisch erhältlich). Dessen Rezeption hätte zu einer differenzierteren Darstellung von Kontakt und Konflikt zwischen den Einheimischen und den Eroberern führen können. So ist eine reine Opfergeschichte entstanden, die Clements zudem nur auf wenigen Seiten andeuten kann. Eine eingehende Auseinandersetzung mit der Situation der nichtrussischen Frauen wäre eine große Aufgabe für sich.

Kapitel 3 (1695–1855) betont den erweiterten Spielraum der adeligen Frauen im 18. Jahrhundert als Folge von Peters Reformen und v. a. durch den Ausbau der Mädchenbildung. Die hervorragenden Eigentumsrechte der Frauen und deren rechtliche Handlungsfähigkeit waren im europäischen Vergleich (weiterhin) einzigartig. Allerdings lebte der größte Teil der Bevölkerung im Zustand der Leibeigenschaft. Dies änderte sich nach 1861, ohne dass dies al-

lerdings große Auswirkungen auf die Lebensweise der Bäuerinnen gehabt hätte. Erst die einsetzende Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts brachte gewisse Veränderungen.

Die Reformen ab 1861 (Kapitel 4: 1855–1914) und der weitere Ausbau des Bildungssystems führten auch unter den Frauen zu einer Bildungselite und zu Berufstätigkeit einerseits, zu revolutionären Aktivitäten andererseits. Das Kapitel 5 über die Aktivistinnen in der Zeit von 1890–1930 deckt das wichtigste eigene Forschungsgebiet der Autorin ab. Sie legt dar, dass in dieser Phase die Frauen ihre Präsenz und ihren Einfluss in sehr unterschiedlichen Sphären verstärken konnten. Buchstäblich in allen Bereichen von Religion über Philanthropie, Kunst, Kultur und Publizistik bis zur Wissenschaft wurden zahllose Frauen aktiv. In der revolutionären Bewegung spielten sie bekanntermaßen eine wichtige Rolle und waren dort weit stärker vertreten als im westlichen Europa.

Für die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zeigt die Autorin die widersprüchliche Situation der Frauen auf. Zum einen spielten, wie Clements betont, mehr als in jedem anderen Land Aktivistinnen eine wichtige Rolle beim enormen gesellschaftlichen Wandel, der eine weltweit beispiellose rechtliche Emanzipation der Frauen brachte. Andererseits war die frühe Sowjetzeit von erheblicher weiblicher Arbeitslosigkeit und vom Fehlen versprochener Einrichtungen wie Krippen geprägt. Bedauerlich ist, dass auch für die in den Kapiteln 4 und 5 behandelten Zeiträume wichtige deutschsprachige Publikationen, etwa von Bianka Pietrow-Ennker, Beate Fieseler und Carmen Scheide, keine Berücksichtigung gefunden haben (PIETROW-ENNKER, BIANKA: Russlands „neue Menschen“. Die Entwicklung der Frauenbewegung von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution. Frankfurt/Main [u.a.] 1999; FIESELER, BEATE: Frauen auf dem Weg in die russische Sozialdemokratie, 1890–1917. Eine kollektive Biographie. Stuttgart 1995; SCHEIDE, CARMEN: Kinder, Küche, Kommunismus. Das Wechselverhältnis zwischen sowjetischem Frauenalltag und Frauenpolitik von 1921 bis 1930 am Beispiel Moskauer Arbeiterinnen. Zürich 2002.).

Die Zeit des Stalinismus und des Zweiten Weltkriegs war von einer beispiellosen Einbindung der Frauen in den Arbeitsprozess und an der Heimatfront gekennzeichnet. Auf dem Hintergrund der großen Entbehrungen am Anfang dieser Periode heißt das 7. Kapitel, das die Nachkriegszeit bis zum Zerfall der UdSSR behandelt, *Making better lives*. Die Autorin betont die Urbanisierung und die verbesserten Lebensverhältnisse, von denen ein Aspekt der weibliche Bildungsboom war. Bereits in den siebziger Jahren war die Hälfte der Studierenden weiblich, der Dienstleistungssektor kam immer mehr in Frauenhand. Zudem arbeiteten sehr viele Frauen als Ärztinnen, Architektinnen, Richterinnen, Professorinnen etc., während im Westen diese Bereiche noch klare Männerdomänen waren. Aber bei allen Erfolgen der Frauen auf den mittleren Ebenen – auch in der Sowjetunion waren die einflussreichsten Positionen Männern vorbehalten, was sich nicht zuletzt in der völligen Abwesenheit von Frauen in den höchsten politischen Ämtern zeigt. In der Nachkriegszeit konnte angesichts der verbesserten Lebensbedingungen endlich auch die Doppelbelastung thematisiert werden, die in zahlreichen Studien präzise nachgewiesen wurde. Der Staat unternahm wachsende Anstrengungen, um die Frauen zu entlasten, investierte in Krippen, baute den Mutterschaftsurlaub und soziale Einrichtungen aus. Die chronische Mangelwirtschaft machte allerdings viele Anstrengungen zunichte, denn es blieb für die Frauen überaus zeitintensiv und anstrengend, die täglichen materiellen Bedürfnisse der Familie zu befriedigen.

Die postsowjetische Phase brachte zunächst große Härten für die Frauen. Bei Fabrikschließungen wurden sie als erste entlassen, und sie

begegneten im Arbeitsleben Diskriminierung. Soziale Einrichtungen mussten schließen, und die Preise für den Lebensunterhalt schossen in die Höhe. Pornographie und Prostitution, in der Sowjetzeit unterdrückt, breiteten sich aus.

Die Frage nach der Rolle der Frau unter den neuen Umständen wurde in unterschiedlicher Weise beantwortet. Während die „Feministinnen“ Gleichberechtigung und das Ende von Diskriminierung forderten, waren die „Maternalistinnen“ der Überzeugung, dass die Frauen andere Aufgaben hätten als die Männer und sich von der Erwerbsarbeit abwenden und dem Aufziehen der Kinder zuwenden sollten. In den politischen Gremien sank der Frauenanteil erheblich. 2003 waren weniger als 10 % der Mitglieder der Duma weiblich, einzelne prominente Figuren wie Julija Timoschenko und Kazimiera Prunskiene ändern nichts daran. Nach Jahrzehnten der Doppelbelastung unter schwierigen Lebensbedingungen, meint die Autorin, wünschen sich viele Frauen vor allem genug Einkommen für ein sorgenfreies Leben.

Als Fazit betont die Verfasserin, dass das Leben der Frauen in Russland meistens jenem anderer Frauen auf dem Kontinent ähnlich war. Unterschiede sieht sie vor allem als Folge der ungünstigen geographischen Gegebenheiten, die beispielsweise dazu führten, dass das Leben härter und unsicherer war. Der auffälligste Unterschied ist, dass in der gesamten behandelten Zeit, anders als in Westeuropa, die Frauen in Russland ausgezeichnete Eigentumsrechte und rechtliche Handlungsfähigkeit besaßen. Das ist ein Traditionsstrang, der so gar nicht in den Rückständigkeitsdiskurs passt und der eine nähere Betrachtung verdienen würde.

Nada Boškowska, Zürich

Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte – Historyczno-topograficzny atlas miast śląskich. Band – Tom 3: Węgliniec – Kohlfurt. Im Auftrag des Herder-Instituts herausgegeben von Peter Haslinger / Wolfgang Kreft / Grzegorz Strauchold / Rościsław Żerelik. Bearbeiter Jacek Dębicki. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2012. 48 S., 57 Abb., 21 Ktn. ISBN: 978-3-

87969-383-2.

Zugegeben, dass nach Zgorzelec/Görlitz und Opole/Oppeln ausgerechnet diese Kleinstadt inmitten der Niederschlesischen Heide zum Thema eines historisch-topographischen Atlas in der Publikationsreihe des Herder-Instituts in Marburg und des Historischen Instituts der

Universität Wrocław/Breslau wurde, mag auf den ersten Blick verwundern. Węglińiec/Kohlfurt wird nur eingefleischten Kennern der deutschen Eisenbahnhistorie ein Begriff sein, und wie die Autoren freimütig zugeben, reduziert sich die Bedeutung des Städtchens auch weitestgehend auf diesen Aspekt (S. 13). An der Schnittstelle mehrerer wichtiger Bahnlinien gelegen, spielte der Ort im Südwesten Niederschlesiens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine überregionale Rolle.

Die auf 34 Publikationen angelegte Buchreihe, die neben dem Kartenfundus der Staatsbibliothek Berlin die einzigartige Sammlung von Senkrechtluftbildern aus den dreißiger und vierziger Jahren im Herder-Institut und weitere archivalische Bestände der Projektpartner (u.a. lokaler Archive im heutigen Polen) nutzt, versteht sich gewissermaßen als Mittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Nicht eine „Neuentdeckung“ der (deutschen) Vorkriegsgeschichte, die an vielen Orten insbesondere in Schlesien seit vielen Jahren und meist vorurteilsfrei vonstatten geht, kann Ziel einer wissenschaftlich fundierten Kartensammlung sein. Es ist eher der fachliche Blick auf strukturelle Begebenheiten, über die Epochen hinweg, der diesem Vorhaben seine besondere Bedeutung verleiht. Denn wie viele aktuelle Debatten in Polen zeigen, ist Stadtentwicklung ein Thema, bei dem man sich oft schwer tut, Lehren aus der Geschichte zu ziehen.

Die Geschichte der Stadt an sich ist schnell erzählt: von einer Waldsiedlung mit Forstwirtschaft, Kohlenbrennereien und Fischzucht über die Eisenbahnerkolonie in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur 4000-Einwohner-Stadt Ende der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als die Bevölkerungszahl den Höchststand erreichte (S. 30). Die Eisenbahnersiedlung und das alte Dorf entwickelten sich dabei lange Zeit parallel, wobei erstere schon zu Beginn der 20. Jahrhunderts mehr Einwohner aufwies als die Ortschaft (S. 18). Nach und nach entstanden südlich von Bahnhof und Gleisen neue Wohngebäude und öffentliche Einrichtungen sowie Industriebetriebe (Sägewerk, Braunkohlegrube), die zur weiteren Zunahme der Wohnbevölkerung beigetragen haben.

Einen weiteren Schub brachte die Zwischenkriegszeit mit Wohnsiedlungen, öffentlichen Anlagen (Parks, Sportstätten, Friedhöfen) und Arbeitsstätten. Im infrastrukturellen Sinne war Kohlfurt somit vollends entwickelt, als der Ort 1945 an Polen fiel. Die neue Grenzlage trug zum Verlust des überregionalen Rangs des Bahnhofs bei, was auch mit dem schrittweisen Niedergang des Eisenbahnwesens in Polen zusammenhing (S. 26 ff.). Die Jahre seit 1989 stehen für einen Kampf um den Erhalt der Verkehrsknotenpunktfunktion und um den Ausbau weiterer wirtschaftlicher Perspektiven, etwa im Tourismus (S. 33–34).

Eine Besonderheit der vorliegenden Publikation ist es, dass die Auseinandersetzung mit der Kohlfurter Stadtgeschichte eine sehr kleinteilige Recherche notwendig machte. So werden neben den einschlägigen Museen und Archiven in Deutschland und Polen auch Vereine und Privatpersonen als Unterstützer des Projekts genannt (S. 3). Überhaupt scheint die Quellen- und auch die Literatursituation überschaubar zu sein. Auch hier ist sehr bezeichnend, dass ein beträchtlicher Teil der existierenden Publikationen die regionale Eisenbahngeschichte behandelt. Es überrascht aber, dass ein zentrales Ereignis in der jüngsten Geschichte des Ortes nur marginale Erwähnung findet (S. 26), und bisher nicht Gegenstand einer Einzelpublikation war: Die Rolle als „Verschiebebahn“ für vertriebene Deutsche aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße. Allein in zehn Monaten des Jahres 1946 wurden über 1 Million Menschen mit Eisenbahntransporten aus Schlesien über Kohlfurt in die britische und sowjetische Besatzungszone in Deutschland gebracht. Abgesehen von einem kleinen Schwarz-weiß-Foto und einigen wenigen Fußnoten wird dieses Momentum nicht weiter ausgeführt (vgl. S. 26), was sich mit dem Fehlen entsprechender Sekundärliteratur erklären lässt.

In fachlicher Hinsicht lässt der Band keine Fragen offen. Es ist der Materie, d. h. der Geschichte des Ortes und dem spärlich vorhandenen Material geschuldet, dass die Lektüre recht kurz ausfällt. Die grafische Gestaltung und die Textredaktion zeugen von höchster Professionalität der Herausgeber. Ergänzt wird die

Buchreihe durch eine interaktive Onlineanwendung, in der sich die Entwicklungsphasen einzelner Orte noch anschaulicher darstellen lassen (www.herder-institut.de/staedteatlas-schlesien). Mit Nowa Sól/Neusalz ist 2013 ein vierter Band erschienen, der wiederum eine kleine

Stadt mit interessanter Verkehrsgeschichte – in diesem Falle die Oderschiffahrt – behandelt. Man darf also auf die weiteren Bände der Atlantenserie gespannt sein.

Mateusz J. Hartwich, Berlin

Russland an der Ostsee – Russia on the Baltic. Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16. bis 20. Jahrhundert) – Imperial Strategies of Power and Cultural Patterns of Perception (16th – 20th Centuries). Hrsg. von Karsten Brüggemann und Bradley D. Woodworth. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2012. XIV, 423 S. = Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 22. ISBN: 978-3-412-20671-0.

Die Herausgabe eines zweisprachigen Sammelbandes, dessen Mehrheit der Beiträge nicht in der Muttersprache der Autoren veröffentlicht wird, stellt eine besondere inhaltliche, sprachliche und stilistische Herausforderung für Herausgeber dar. Insbesondere gilt dies dann, wenn die Aufsätze fünf Jahrhunderte einer Verflechtungsgeschichte des Baltikums mit Russland behandeln, die normalerweise eher einseitig unter den Vorzeichen von Dominanz, Eroberung und Gewalt untersucht wird. Auch herrschen in verschiedenen nationalen oder regionalen Traditionen der Historiographie eher stereotype Vorstellungen von diesen Beziehungen vor. In diesem Zusammenhang haben die beiden Herausgeber, Karsten Brüggemann und Bradley D. Woodworth, alle Klippen erfolgreich umschifft und ein insgesamt lesenswertes Ergebnis auf angemessenem inhaltlichen Niveau vorgelegt, wenn auch einige wenige Aufsätze durch eine etwas geringere Qualität auffallen. Als kleiner Nachteil erweist sich, dass bei einzelnen Beiträgen fünf Jahre zwischen der Abfassung und dem Erscheinen vergangen, weshalb sie in Einzelfällen etwas veraltet sein mögen. Auch erscheint der Titel als ein wenig sperrig.

Nach einer kenntnisreichen Einleitung der Herausgeber, die einen guten Einstieg in das Thema liefert, gliedern sich die Beiträge in vier Blöcke. Im ersten geht es um die Wahrneh-

mung von Land und Leuten sowie um die Herrschaftslegitimation von Imperien. ANTI SELART geht einer These aus der Mitte des 16. Jahrhundert nach, Livland sei ein russisches Erbland gewesen. Sehr wohl fundiert zeichnet er die damalige Diskussion nach und kann belegen, dass diese Hypothese erst nach dem Beginn des Livländischen Krieges im Jahre 1558 in Moskau entwickelt wurde. Ein historisches Argument sollte also der Rechtfertigung territorialer Eroberung dienen.

ALEKSANDR I. FILJUŠKIN untersucht die Ursachen des Livländischen Krieges aus der Perspektive der Zeitgenossen. Hierbei trennt der Autor deutlich zwischen einem russischen und einem europäischen Blickwinkel. Ob Russland damals also nicht zu Europa zählte, sei dahingestellt. Laut Filjuškin betonten europäische Mächte ökonomische Gründe und den Einfluss auf den Seehandel, während für die russische Seite politische und ideologische Ursachen ausschlaggebend waren. Die Vorstellung zeitgenössischer Schriften ist hochinteressant, ebenso, wie Russland zu einem „Anti-Europa“ stilisiert wurde. Allen Parteien war gemein, den Krieg mit Hilfe der Religion als eine Art Heiligen Krieg zu beschreiben.

RALPH TUCHTENHAGEN untersucht die russische Herrschaftslegitimation im Baltikum im 18. Jahrhundert, welches Bild man sich von den Beherrschten in den Ostseeprovinzen machte, welche Stereotypen bezüglich Russlands in Schweden galten und umgekehrt. All diese Fragestellungen sind sehr spannend, aber dem Verfasser gelingt es nicht, sie in einem knappen Aufsatz erschöpfend zu behandeln. Deshalb bleibt sein Beitrag leider eher oberflächlich. Immerhin kann er belegen, wie beide Seiten die Bewohner der Provinzen nur als Beherrschte ansahen und welches Interesse das Russische Reich an schwedischem Wissen und schwedi-

sehen Institutionen hatte.

Ein zentraler Beitrag für den gesamten Band stammt aus der Feder von KARSTEN BRÜGGEMANN, der auf einer breiten Quellenbasis wie Reiseberichten und anderen Beschreibungen die Rezeption der baltischen Provinzen im späten Zarenreich untersucht. Brüggemann würzt seinen Aufsatz mit interessanten Zitaten und Beispielen. Die Ostseeprovinzen galten als ein Stück Europa in Russland, doch diese deutschbaltisch dominierte Region sollte in Zukunft russisch werden. TOBIAS PRIVITELLI geht schließlich der sowjetischen Rezeption der selbständigen baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit nach. Er kann zeigen, wie diese „verlorenen Gebiete“ als „Vorposten des Imperialismus“ gesehen wurden. In seiner unveröffentlichten Dissertation erarbeitet Privitelli die Frage der Sowjetisierung allerdings deutlich besser als in diesem Aufsatz.

Im zweiten Block wird der imperiale Faktor in den Ostseeprovinzen, aber auch in Finnland und Litauen thematisiert. NIKOLAI N. PETRUKHINTSEV zeichnet die Ostsee-Strategie Peters I. nach und betont, dass für lange Zeit während des Nordischen Krieges Peter die gleichzeitige Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich für bedeutender hielt. SVETLANA N. KOVALCHUK untersucht die Verfolgung der Altgläubigen in Riga und Dorpat (Tartu) unter Generalgouverneur Fürst Suworow, der diesen Posten von 1848–1861 innehatte. Sie kann nachweisen, wie wichtig die Ziele des Zentrums in diesem Prozess waren. THEODORE R. WEEKS erforscht die Situation der Litauer und die Russifizierung im späten Zarenreich. Es gab laut Weeks kein wirkliches Bemühen um eine ethnische Russifizierung, vielmehr wurde die antirussische und katholische Haltung der Region erst recht nach dem polnischen Aufstand von 1863 von St. Petersburg als problematisch angesehen. Litauen sollte zum untrennbaren Teil Russlands werden. Das Schreiben von Litauisch mit kyrillischen Lettern oder die Verwendung von Russisch im katholischen Gottesdienst, was vor allem auf Weißrussen abzielte, sollte dieses Ziel langfristig erreichen helfen. Den litauischen Nationalismus hingegen beachtete das Zentrum nicht.

Letztlich scheiterte diese Politik.

ROBERT SCHWEITZERS Essay führt etwas aus dem eigentlichen Themenbereich heraus. Bei ihm steht Finnland im Mittelpunkt, und er zieht eher Polen als die Ostseeprovinzen zum Vergleich heran. Schweitzer stellt die These einer quasikonstitutionellen Herrschaft ohne eine wirkliche „Regierungspartei“ in den westlichen Randgebieten des Russischen Reiches auf. Inhaltlich kann seine Argumentation leider nicht voll überzeugen. NATALIA S. ANDREEVA untersucht die „baltische Frage“ und die Reformpolitik der Zentralregierung in den Ostseeprovinzen am Beginn des 20. Jahrhunderts. Letztlich scheiterten weitgehende Reform- und Unifizierungspläne, die einen deutschbaltischen durch einen russischen Einfluss ersetzen sollten. Der Widerstand der baltischen Ritterschaften spielte eine wichtige Rolle. Leider kennt die Verfasserin die entsprechende lettische und estnische Historiographie nicht, was ihrem Beitrag sehr genutzt hätte.

Im dritten Block geht es um literarische Bilder und Propaganda. KATJA WIEBE behandelt den Blick der russischen Literatur des späten Zarenreichs auf den „Norden“, der laut den Zeitgenossen Finnland und Estland mit einschloss. Dies tut sie kenntnisreich anhand zahlreicher literarischer Beispiele. Estland und Südfinnland dienten den reicheren Hauptstädtern in Zeiten der Eisenbahn als Erholungsgebiet und Ausflugsziele, die irgendwie doch exotisch waren.

JELENA NÖMM und TIMUR GUZAIROV schreiben über das Bild der Republik Estlands in sowjetischen Medien der Zwischenkriegszeit, während Guzairov in einem weiteren Aufsatz den Eindruck von den Esten in der frühen sowjetischen Presse betrachtet. Beiden Beiträgen ist die Abwesenheit jeglicher Analyse gemein, Studien zur Medien- oder Propagandageschichte wurden ebenfalls nicht konsultiert. Das Ergebnis ist eine simple Nacherzählung von Presseartikeln, die keine Überraschungen bietet.

Im letzten Block wird der lokale Faktor im imperialen Zusammenhang thematisiert. EVGENIYA L. NAZAROVA untersucht Letten im höheren russischen Staatsdienst und im Dienstadel

des Reiches. Damit kann sie überzeugend den Mythos vom reinen Bauernvolk um die Jahrhundertwende widerlegen. Nazarova bezieht sich auch auf lettischsprachige Arbeiten und liefert einen der interessantesten Beiträge des Bandes. Der Aufstieg der Letten im Staatsdienst erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und oft außerhalb der späteren Grenzen ihres Heimatlandes. Diese gut ausgebildete professionelle Schicht half dann entscheidend mit bei der Etablierung einer Eigenstaatlichkeit.

ÜLLE TARKIAINEN untersucht das estnische Siedlungsgebiet als eine Art Testregion für agrarische Innovationen im 19. Jahrhundert. Das spätere Estland war dank der deutschbaltischen Gutswirtschaften, enger Kontakte mit Deutschland, einer intensiven Vereinslandschaft sowie der Tätigkeit der Universität Dorpat (Tartu) agrarisch weiter entwickelt als das russische Binnenland. Zahlreiche Reformen wie die Abschaffung der Leibeigenschaft oder die Möglichkeit des Bauernlandkaufs wurden früher als in Russland eingeführt. Neue Technologien oder das Genossenschaftswesen erreichten ebenfalls früher das Baltikum. Was Tarkiainen vergisst, ist die Tatsache, dass durch die geografische Lage und die Verkehrswege für die

Landwirtschaft der Ostseeprovinzen höhere Gewinnspannen als im Binnenland erreichbar waren, weshalb sich Innovation schneller bezahlt machte und der Anreiz für Neuerungen höher war.

Zum Abschluss analysiert OLGA KURILO den Blick der Deutschbalten auf Russland und das Baltikum um die Jahrhundertwende auf Basis einer breiten Auswertung von Memoirenliteratur. Sie entwirft ein differenziertes Bild und arbeitet bestimmte Themenkreise als besonders bedeutsam heraus wie die Frage der Russifizierung oder auch das Verhältnis zu den Machthabern. Die Mehrheitsbevölkerung der Esten und Letten taucht in den Erinnerungen allerdings nur am Rande auf.

Insgesamt ist dieser Band trotz einiger Schwächen gut gelungen und er weist auf zahlreiche neue Aspekte der baltisch-russischen Beziehungen hin. Positiv ist die Einbeziehung anderer westlicher Randgebiete wie Finnland und Polen. Dieses Sammelwerk hätte jedoch etwas früher erscheinen können, und manch ein Autor wurde durch seine fehlenden Sprachkenntnisse eingeschränkt. Trotzdem ist dem Band eine weite Verbreitung zu wünschen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

KATHARINA SCHMIDT: Trauma und Erinnerung. Die Historisierung der Mongoleninvasion im mittelalterlichen Polen und Ungarn. Heidelberg: Winter, 2013. IV, 498 S., 15 Abb. = Heidelberg Transcultural Studies, 2. ISBN: 978-3-8253-6149-5.

Formen und Praktiken menschlichen Erinnerns sind bereits seit einigen Jahren ein fruchtbares Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft, welches darüber hinaus vielfältige Anschlussmöglichkeiten für interdisziplinäres Arbeiten bietet. Dies ist auch der Fall bei der Untersuchung von Katharina Schmidt, die als Dissertation im Heidelberger Exzellenzcluster *Asia and Europe in a Global Context*, hier im Projekt D 1 *Historizing violence* entstanden und von Stefan Weinfurter und Bernd Schneidmüller betreut worden ist.

Der Verfasserin geht es in ihrer Studie nicht um die Rekonstruktion des Verlaufs der Einfälle der Mongolen in das östliche Europa zu Beginn der vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts, sondern um die Spuren, die diese Ereignisse im kollektiven Gedächtnis der betroffenen Völker hinterlassen haben. So möchte sie der Wahrnehmung der Invasion durch die Zeitgenossen und der nachfolgenden Generationen im weiteren Verlauf des Mittelalters nachspüren und dabei die Rezeptionsgeschichte des Mongoleneinfalls in Polen und Ungarn einer diachronen Analyse unterziehen. Damit grenzt Schmidt ihren Untersuchungsgegenstand auf das lateinisch schreibende Europa ein und die Rus' mit ihren altrussischen Zeugnissen aus ihrem Blickfeld aus.

In einem ersten Theorieteil setzt sich Schmidt grundsätzlich mit Wahrnehmungs-

und Erinnerungsprozessen auseinander: Dabei führt sie zunächst in Modelle der Neurobiologie und der Psychologie ein, um verschiedene Faktoren zu benennen, die bei der Konstituierung des Gedächtnisses eine Rolle spielen. Anschließend skizziert sie verschiedene Gedächtnismodelle, die an Ideen, die Maurice Halbwachs in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts formuliert hat, anknüpfen und das Gedächtnis von Gruppen, seine Konstituierung und seine Funktionen – wie Identitätsstiftung – zum Inhalt haben. Die weitere Diskussion rund um Fragen der Erinnerung und des Gedächtnisses unter kulturwissenschaftlichen Vorzeichen wird am Beispiel der Forschungen von Aleida und Jan Assmann nachgezeichnet. Letzterer hat seine Ideen ursprünglich am Beispiel der altägyptischen Gesellschaft entwickelt. Schmidt skizziert die für ihren Ansatz relevanten Konzepte des kommunikativen und des kulturellen Gedächtnisses koncis: Das kommunikative Gedächtnis bezeichne die Erinnerung einer überschaubaren, national oder regional definierten Gruppe, die als Zeitzeugen Inhalte meist mündlich tradiert; diese seien in diesem Prozess aber durchaus auch Veränderungen unterworfen. Im kulturellen Gedächtnis seien dagegen eher als außergewöhnlich apostrophierte Inhalte abgespeichert, die sich nicht auf vergleichsweise kurz zurückliegende Vergangenheiten bezögen, von denen Augenzeugen berichten könnten. Schmidt setzt sich angesichts der Unterschiedlichkeit altägyptischer und mittelalterlicher Erinnerungsgemeinschaften kritisch mit den Möglichkeiten eines Modelltransfers auseinander und führt als Hilfskonstrukt das „*master narrative*“ in ihre Arbeit ein, um den Besonderheiten der mittelalterlichen Gesellschaften gerecht zu werden. Ferner stellt sie für ihr Erkenntnisinteresse relevante Überlegungen Johannes Frieds vor, der sich in Anschluss an neuere neurobiologische Forschungen zur Struktur des Gehirns und aus dem Bereich der Anthropologie in verschiedenen Arbeiten mit den Faktoren beschäftigt hat, die Wahrnehmung und Erinnerung beeinflussen und memorierte Inhalte verformen bzw. auch zur Implantierung von Erinnerung führen (monographisch zusammengefasst in: JOHANNES

FRIED *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik.* München 2004).

Der zweite Theorieteil ist Erkenntnissen aus dem Bereich der Trauma- und Gewaltforschung gewidmet, in dem Schmidt neben der Klärung von Begriffen einen knappen Überblick über psychoanalytische und kulturwissenschaftliche Traumamodelle bietet. Ferner arbeitet sie die Besonderheiten der Narrative von traumatisierten Personen oder Gruppen heraus, die insbesondere in Deutungen und Umdeutungen erlittener Niederlagen bestünden, die ihrerseits charakteristische Muster aufwiesen.

Anschließend wendet Schmidt die theoretischen Modelle und Konzepte konsequent auf das überlieferte Quellenmaterial an, darunter Chronikberichte, Heiligenviten, Klagegedichte, Briefe und Arengen, aber auch Inschriften sowie bildliche Darstellungen. Besonders am Beispiel eines bislang eher wenig beachteten Klagegedichtes kann sie die Fruchtbarkeit ihres Ansatzes nachweisen.

Den Rezeptionsprozess selbst arbeitet die Verfasserin chronologisch auf, indem sie mit der Analyse der Darstellung der traumatisierenden Ereignisse rund um die mongolische Invasion und des Lebens der von ihnen betroffenen Zeitgenossen beginnt. Ein Schwerpunkt liegt auf der Erarbeitung der Perspektive der Opfer, allerdings untersucht Schmidt auch die Darstellung der Mongolen als Täter.

Im nächsten Abschnitt ihrer Arbeit stellt Schmidt die verschiedenen Narrative und Deutungen vor, die die direkt von den Einfällen betroffenen Menschen über die Ereignisse entwickelt haben. In Anschluss an ihre theoretischen Erwägungen verweist die Verfasserin schlüssig auf die psychologischen Funktionen dieser Narrative für die traumatisierten Überlebenden. Sie kann dabei die identitätsstiftenden Potentiale der gemeinsamen Erfahrung einer Niederlage und absoluter Unterlegenheit herausarbeiten.

Insbesondere die Überführung der Ereignisse zunächst in das kommunikative Gedächtnis der nachgeborenen Generation(en), ihre Verarbeitung und Neubewertung lässt die Erinnerung an die Invasion in der Analyse Schmidts

als ein flexibles Konstrukt erscheinen. Diesen komplexen Prozess sowie die Modellierung der Mongoleneinfälle als legendenhaftes Geschehen bei ihrer anschließenden Einbettung in das kulturelle Gedächtnis zeichnet Schmidt in zwei weiteren Teilen ihrer Untersuchung anhand verschiedener Zeugnisse der dynastischen Erinnerung, der Heiligenverehrung wie auch lokaler Erinnerung an polnischen und ungarischen Beispielen einleuchtend nach.

Besonders spannend sind die folgenden Passagen, in denen Schmidt die Reaktivierung des kollektiven Traumas der Mongoleneinfälle in regionalen und neuen politischen Kontexten aufzeigt: Hier sei nur beispielhaft erwähnt, dass die Autorin aus den Quellen zur spätmittelalterlichen Rezeption der Mongoleninvasion angesichts der wachsenden Bedrohung durch die Osmanen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zunächst eine Parallelisierung zwischen Mongolen und Osmanen herauspräpariert, die schließlich in eine Verschmelzung dieser beiden, zeitgenössisch als „Feinde der Christenheit“ beschriebenen Gegner in der frühen Neuzeit münden sollte.

Zum Abschluss widmet sich Schmidt schlaglichtartig der Wahrnehmung der Invasion in Böhmen sowie der Rezeption der Mongoleneinfälle bis in die Neuzeit, die die Untersuchung teilweise abrunden. Der Ausblick zur Rezeption im „transkulturellen Vergleich“, wo einige Stichworte zur Wahrnehmung der Mongolen im muslimischen Raum nach der Eroberung des Kalifats von Bagdad, in China, Japan und in der Rus' auf knappem Raum präsentiert werden, ruft allerdings im Zusammenhang mit der Rus' Fragen in Erinnerung, die sich bereits bei der Lektüre der Einleitung stellten: Die Verfasserin hat ihren Untersuchungsraum auf das lateinisch schreibende (und der Westkirche zuzurechnende) Gebiet mit dem Argument beschränkt, dass Polen und Ungarn eine „Erinnerungsgemeinschaft“, nicht zuletzt aufgrund der engen Verbindungen zwischen den beiden Königreichen“ gebildet hätten (S. 4). Für die Rus' hätten dagegen – so Schmidt – völlig andere Voraussetzungen für den Umgang mit der Invasion bestanden, vor allem in Gestalt der Oberherrschaft, die die Mongolen nach der Er-

oberung etabliert hätten (S. 5). Das ist zwar nicht falsch, verschleiert aber in der Verallgemeinerung die Kontakte der formal unter tatarischer Oberherrschaft befindlichen ostslawischen Fürsten von Halyč-Wolhynien, die infolge der Mongoleninvasion keineswegs so isoliert waren wie die Fürsten des russischen Nordostens: Vielmehr betrieben sie eine aktive Politik gegenüber den westlichen Nachbarn, mit denen sie in Bündnissen und Familienverbindungen standen, was ebenfalls einen bestimmten Kommunikationsraum kreiert haben dürfte. Daniil von Halyč-Wolhynien empfing um 1254 sogar die Königskrone aus der Hand eines päpstlichen Legaten.

Darüber hinaus konnten die Zeitgenossen, die die Invasion in Polen und Ungarn überlebt hatten, zu diesem Zeitpunkt gar nicht wissen, ob es nicht vielleicht doch noch zu einer Eroberung nebst ihren vor allem in der nordöstlichen Rus' zu besichtigenden Folgen kommen würde, die als Argument für die Abgrenzung des Untersuchungsraums herangezogen werden. Dieses Problem wird auch in Schmidts Darstellung an einigen Stellen erwähnt, ohne allerdings konzeptionelle Konsequenzen zu zeitigen: So berichtet die Verfasserin selbst aus ungarischen Quellenzeugnissen, dass für die Zeitgenossen der Ausgang der Invasion ungewiss gewesen sei (S. 82, vgl. auch S. 152), und verweist auf die „Dauerpräsenz des Traumas“ angesichts der Furcht vor neuen Einfällen der Golden Horde in Ungarn (S. 215). Vor diesem Hintergrund wäre eine Einbeziehung der russischen Sicht gerade für die Historisierung der Mongoleninvasion im Spannungsfeld von Trauma und Erinnerung eigentlich naheliegend gewesen, um in einem weiteren Schritt die Strategien des Umgangs einer christlichen Gesellschaft unter den Bedingungen der mongolischen Oberherrschaft im Vergleich zu den Verhältnissen in Polen und Ungarn herauszuarbeiten, die zwar von einer solchen Oberherrschaft faktisch verschont blieben, aber nicht vor der damit verbundenen Angst, die für die von Schmidt ja wiederum behandelten Folgen für die Reaktivierung des Traumas eine wesentliche Rolle spielt. Fast möchte man fragen, ob nicht die Wahrnehmung des östlichen Europas durch

den Umstand verzerrt wird, dass das Altrussische leider nicht zu den Sprachen gehört, die in der allgemeinen Mediävistik weite Verbreitung gefunden hat. Mit Blick auf die Quellsprache(n) und auf den Charakter der Untersuchung als Qualifikationsschrift, deren Anfertigung nur eine begrenzte Zeit lang finanziert wird, ist eine räumliche Begrenzung hier sicher arbeitspraktisch sinnvoll gewesen. Positiv ist der Verfasserin anzurechnen, dass sie polnische und ungarische Forschungsliteratur rezipiert hat, was ebenfalls nicht selbstverständlich ist.

ALEKSANDR I. CEPKOV: Rjazanskij kraj. Seredina XIII – načalo XVI vekov. Rjazan': Izdat. Aleksandrija, 2014. 575 S., Abb., Ktn., Tab. ISBN: 978-5-94460-058-5.

Im äußersten Süden der ostslavischen Ökumene am Nordrand des Steppengürtels gelegen, dünn besiedelt und wirtschaftsschwach, hat das Fürstentum Rjazan' die historische Forschung bislang vergleichsweise wenig interessiert. Dadurch klafft ein bemerkenswerter Hiatus zwischen dieser peripheren Rolle des Landes und dem Anspruch seiner Fürsten im Spätmittelalter, es den Herrschern von Moskau und Tver' gleichzutun und sich den Titel eines Großfürsten beizulegen, bis ihr Ländchen 1521 endgültig von Moskau verschlungen wurde. Wenn über das Fürstentum Rjazan' so wenig bekannt ist, so hängt dies auch damit zusammen, dass sich eine eigene Chronistik nicht erhalten hat und man alle Informationen aus anderen spätmittelalterlichen Chroniken, insbesondere der Moskauer Nikonchronik, sowie aus fürstlichen Verträgen und Testamenten schöpfen muss.

Aleksandr Cepkov hat mit dem vorliegenden, mit Karten, Abbildungen, Farbtafeln und Vignetten ungewöhnlich prächtig ausgestatteten Werk seine 2010 publizierte zweibändige Historische Geographie des Gebietes Rjazan', die bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts reichte, um das Spätmittelalter ergänzt, so dass nunmehr eine eindruckliche Gesamtschau der Entwicklung von Territorium und Besiedelung des Fürstentums vorliegt. Wenn der Autor nicht vom Fürsten- oder gar Großfürstentum, son-

Trotz dieser Bemerkungen ist abschließend festzuhalten, dass Katharina Schmidt eine anregende Arbeit vorgelegt hat, der viele Leser zu wünschen sind, und die durch die Aussparung der russischen Perspektive vielleicht anderen ein Arbeitsfeld eröffnet hat, das an die vorliegende Untersuchung anschließen kann. Die Monographie ist durch ein Namens- und Ortsregister erschlossen und verfügt über Abbildungen der im Text besprochenen Bildzeugnisse in guter Qualität.

Maike Sach, Kiel/Mainz

dern vom „Gebiet“ (*kraj*) Rjazan' spricht, dann deshalb, weil im Laufe der Geschichte die Grenzen des Landes um einen Kernraum im Becken der mittleren Oka und ihrer südlichen Zuflüsse herum stark oszillierten. Eine eigentliche Synthese der historischen Geographie bietet der Autor nicht, sondern versammelt in dem Band eine Reihe themenrelevanter Aufsätze und Abhandlungen aus seiner Feder, welche mit unterschiedlichen Perspektiven und Quellenbasen in ihrer Gesamtheit jedoch einer Synthese nahe kommen. Im Zentrum steht dabei der Versuch einer Rekonstruktion des territorialen Gefüges von Burgstädten, Festungen, Dorfsiedlungen und Amtsbezirken (*volosti, stamy*) in seiner historischen Entwicklung (S. 17–202). Dabei stützt Cepkov sich vor allem auf die *Liste der russischen Burgsiedlungen in der Ferne und der Nähe* aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert, die Testamente der Groß- und Teilfürsten, auf Vertragsdokumente und Grabungsbefunde. Seine minutiöse, stets in die Auseinandersetzung mit der Historiographie eingebundene Analyse vermag viele topographische Zuweisungen zu korrigieren und zu ergänzen. Auf diese Weise hat er mit einer Reihe von Karten (S. 78–79, 96–98, 194–195, 512–513) sowie mit einer Tabelle von 835 archäologisch erfassten und grob datierten Dorfsiedlungen (S. 383–498) ein Grobraster der Siedlungsstruktur des Rjazaner Landes erstellen können. Ein spezieller Aufsatz sucht das Territorium des Rjazaner Teilfürstentums Pronsk zu rekonstruieren (S. 203–224), ein weiterer die Hofgüter der Großfürsten von Rjazan' zu lokalisieren

(S. 499–516). Cepkovs Fleißarbeit hat unsere Vorstellungen vom Land Rjazan' etwas klarer fassbar gemacht; gleichwohl bleiben sie wegen des Mangels an substantziellen schriftlichen Quellen immer noch blass, und es ist kaum anzunehmen, dass sich daran jemals etwas ändern wird.

Angereichert wird der historisch-geographische Kern des Bandes durch eine Genealogie der Rjazaner Fürstendynastie (S. 225–286), eine Diskussion des Verhältnisses von schriftlichen Quellen und archäologischer Forschung (S. 367–383) und eine Liste der Rjazaner Bischöfe (S. 305–334).

Eine Bilanz der historisch-geographischen Analyse des Großfürstentums Rjazan' während seiner Blütezeit zieht Cepkov in einem Beitrag, dem er den ungewöhnlichen Titel *Der Zustand des Humankapitals im Großfürstentum Rjazan' zur Zeit des Fürsten Oleg Ivanovič (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts)* gegeben hat (S. 287–303). In diesem fundamentalen Essay beklagt er, wie wenig das armselige Fürstentum am Südrand der Rus', in welchem sogar die Hauptstadt kaum bemerkenswerte archäologische Fundstücke aufweist, aus seinen natürlichen Ressourcen gemacht habe. Dann holt er – bezogen auch auf das gesamte Moskauer Reich – zum großen Schlag

aus, geißelt dessen sozialökonomische und geistige Rückständigkeit im Vergleich zu Westeuropa und China und arbeitet sechs Faktoren heraus, in denen er die eigentlichen Ursachen für den Krebsgang der Entwicklung des Ländchens Rjazan' und ganz Russlands sieht: 1. die Verschleuderung der vorhandenen finanziellen Mittel durch die zahlreichen Kriege; 2. die übergroße finanzielle Belastung der Untertanen; 3. die dünne Besiedlung, welche eine wirtschaftliche Intensivierung behindert habe; 4. die konservative sozialökonomische und politische Struktur der Teilfürstentümer, welche die freie Entfaltung eines Städtewesens gelähmt und den Handel vor allem mit Rohstoffen gefördert habe; 5. die periphere Lage innerhalb der Weltwirtschaft als Bremsklotz und 6. die Rolle der russischen Kirche, die mit ihrer Fortschrittsfeindlichkeit die Rückständigkeit zementiert habe. Er ist überzeugt, dass Russland heute blühen würde, wenn es im Mittelalter den westeuropäischen Weg eingeschlagen und das Potenzial seines Humankapitals voll genutzt hätte. Ich ziehe den Hut vor der Courage meines Rjazaner Kollegen angesichts des massiven patriotischen Gegenwindes, der heute im Russland Vladimir Putins weht.

Carsten Goehrke, Zürich

MARCUS KÖHLER: Russische Ethnographie und imperiale Politik im 18. Jahrhundert. Göttingen: V&R unipress, 2012. 299 S., 48 Abb. ISBN: 978-3-8471-0013-3.

In der jüngeren Forschung ist die Rolle der Ethnographie als Leitwissenschaft in der Entwicklung einer überwiegend als neo-imperial bewerteten sowjetischen Nationalitätenpolitik immer wieder betont worden. Von daher erscheint Markus Köhlers Ansatz vielversprechend, die Rolle der Ethnographie für die Entwicklung imperialer Herrschaftsdiskurse im sich verwestlichenden Russländischen Reich des 18. Jahrhundert näher zu untersuchen.

In den ersten Kapiteln legt Köhler die Grundlage seiner Argumentation, indem er den besonderen Charakter Russlands als Landimperium mit einer sich ständig verschiebenden

Grenzregion betont, was implizit eine unablässige Veränderung der „Erfahrungsregion der ‚Fremde‘“ bedeutete. Dies ist für ihn ein entscheidender Unterschied zu den zeitgenössischen europäischen Überseeimperien. Kenntnis- und faktenreich wird zudem die Entwicklung der Völkerkunde in Russland nachgezeichnet. In diesem Sinne liefert Köhler einen beachtlichen Beitrag zu Geschichte des Wissenstransfers und der Entwicklung der Völkerkunde in Russland.

Den umfangreichen Kern des Buches bildet das vierte Kapitel, in dem die ethnographischen Berichte von den Expeditionen Gmelins, Stellers, Falks, Pallas' oder Georgis in die südliche und östliche Peripherie des Reiches untersucht und dokumentiert werden. Köhler zeigt, dass die Berichte über die Völker Sibiriens und des Kaukasus, ganz im Sinne der Ethik der Aufklä-

rung, mit pejorativen Werturteilen sehr zurückhaltend waren.

Was den imperialen Kontext und damit die politische Bedeutung der Expeditionen angeht, erscheinen einige der Generalisierungen, die Köhler auf der Basis seiner Quellen vornimmt, jedoch zweifelhaft. War Russland im 18. Jahrhundert (und später, wie es die russische Historiographie immer wieder suggeriert hat) tatsächlich keine imperiale Macht, die auf Überlegenheitsdiskursen aufbaute, wie wir sie in den zeitgenössischen europäischen Überseeimperien finden? Die vorgebliche Abwesenheit eines negativ zu bewertenden „Barbarendiskurses“ im 18. Jahrhundert dürfte eher der Auswahl der Quellen, d. h. der Expeditionsberichte, als den tatsächlichen Gegebenheiten geschuldet sein. In der Tat haben mit der Verwestlichung in der Folge der Petrinischen Reformen auch orientalistische Sichtweisen in Russland Einzug gehalten, wie etwa Michael Khodarkovsky gezeigt hat. Diese Sichtweisen müssen sich weder in den Berichten der zumeist aus dem Westen stammenden Mitglieder der Akademieexpeditionen finden, noch in der imperialen Herrschaftspraxis durchgehend niederschlagen. Sie ließen sich aber beispielsweise an der wechselhaften Geschichte der religiösen Konvertierungsbemühungen im 18. Jahrhundert gut belegen. Allerdings setzte ein breiter Begriffswandel, der die Abwertung der „orientalischen“ Peripherie des Reiches illustriert, erst im 19. Jahrhundert ein, wie etwa die Semantik der sozialen

Kategorie der *inorodec* verdeutlicht.

Erst im abschließenden fünften Kapitel, das sich im Wesentlichen wiederum mit der Modernisierung und mit der Popularisierung von Wissenschaft befasst, tauchen imperiale Diskurse am Rande auf, die verdeutlichen, dass Russland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts westliche imperiale Diskurse emuliert, etwa wenn von Sibirien als dem russische „Eldorado“ oder der Lena als „russischem Nil“ gesprochen wurde (S. 235).

Es ist also nicht ganz einzusehen, dass das wissenschaftliche „Zählen und Messen“ der Ethnographen einem ausgesprochen imperialen Herrschaftsverständnis geschuldet gewesen sein muss. Vielmehr lässt sich die ‚Verwissenschaftlichung‘ von Herrschaftsdiskursen und obrigkeitstaatlichem Handeln in 18. Jahrhundert überall feststellen. Was die russischen Verhältnisse von denen im übrigen Europa unterschied, ist das Festhalten an Vielfalt und Größe als zentralem Pfeiler imperialen Machtbewusstseins über das 18. Jahrhundert hinaus. Noch die erste gesamtrossische Volkszählung illustrierte das Spannungsverhältnis zwischen der Demonstration imperialer Vitalität durch Ausdehnung und Vielfalt einerseits und dem Versuch andererseits, die Dominanz einer ostslawisch-orthodoxen und nunmehr als staatstragend verstandenen Bevölkerungsmehrheit zu dokumentieren.

Christian Noack, Amsterdam

VJAČESLAV S. LOPATIN: Suvorov. Moskva: Molodaja Gvardija, 2012. 446 S., Abb. = Žizn' zamečatel'nych ljudej [Das Leben ganz besonderer Menschen], 1608. ISBN: 978-5-235-03571-3.

ARSENĬJ A. ZAMOST'JANOV: Genij vojny Suvorov. „Nauka pobeždat“. [Suvorov, das militärische Genie. „Die Wissenschaft vom Sieg“.] Moskva: Ėksmo, 2013. 539 S. ISBN: 978-5-699-62465-2.

Seit dem Jahre 2009 sind wenigstens sieben neue russische Publikationen zum Feldherrn

Aleksandr Suvorov (1730–1800) erschienen. Neuauflagen älterer Biographien sowie in der Sowjetzeit verbreiteter historischer Romane wie der von Leontij Rakovskij sind dabei nicht einmal berücksichtigt, während es erwähnenswert scheint, dass Suvorov in neuesten illustrierten Sammelwerken zu russischen Kriegshelden ganz oben rangiert. Ein besonders prächtig gestalteter Sammelband solcher Kriegshelden ist 2013 auf Hochglanzpapier und in Edel-Kassette ebenfalls bei Ėksmo erschienen (JURIJ N. LUBČENKOV: Geroi Rossii. Vydajuščiesja podvigi, o kotorych dolžna znat' vsja strana). Da in Suvorovs Fall kein rundes Jubiläum wie vor ei-

nigen Jahren bei Kutuzov vorliegt, kann vorab geschlossen werden, dass es sich um die Schaffung eines neuen nationalen Heldenmythos handelt, der auffälligerweise ausschließlich auf Kriegshelden fixiert ist, und zwar von den Zeiten Peters d. Gr. bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die beiden zu besprechenden Autoren gelten als Suvorov-Experten und sind schon früher mit Publikationen hervorgetreten, wobei LOPATIN nur über Potemkin und Suvorov gearbeitet hat. Zu letztgenanntem liegen drei Publikationen von ihm vor: Suvorovs Schriftverkehr, 1986 als Quellenband erschienen, 1992 eine Darlegung der Beziehung Suvorovs zu Potemkin, und eine Biographie in Anekdoten und Selbstzeugnissen, erschienen 2001. LOPATIN ist der Doyen unter den Suvorov-Historikern. Seine Biographie ist als Krone eines Lebenswerks anzusehen, auch wenn sie als wissenschaftlichen Apparat nur eine dreiseitige Bibliographie aufweist: Seine intime Kenntnis der über ein ganzes Leben lang gesichteten Quellen erlaubt durchaus, die Arbeit als wissenschaftlich fundiert anzusehen. Gleiches gilt für LOPATINs Potemkin-Biographie, die ebenfalls 2012 in derselben Reihe erschien. So kann es nicht wundern, dass in seiner Suvorov-Biographie das komplexe Verhältnis der beiden zueinander im Vordergrund steht. Dem Verfasser liegt bei seinen Studien daran aufzuzeigen, dass diese Beziehung keineswegs von Rivalität, sondern von Einverständnis, Loyalität und Partnerschaft geprägt war. Das ist keine Selbstverständlichkeit bei einem Altersunterschied von neun Jahren und einer als Leitmotiv betonten ständigen Zurücksetzung des älteren Suvorov gegenüber Altersgenossen in der militärischen Hierarchie, die als „Hofgenerale“ schnell aufstiegen. Potemkin rückte nach Katharinas Umsturz gar unter Überspringung einiger Ränge auf und wurde 1784 mit 45 Jahren Feldmarschall und Kriegsminister, während Suvorov trotz einiger Siege in den Türkenkriegen noch Generalleutnant war und seinen Weltruhm erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens, hauptsächlich sogar in seinem letzten Lebensjahr begründete. Hintergrund des Topos einer Rivalität ist die Behauptung, dass Potemkin 1788 dem erfolgreichen

Feldherrn Suvorov den Sieg ‚gestohlen‘ habe, während sich eine Gegnerschaft im Briefverkehr der beiden nicht erkennen lässt. Allerdings bescheinigt der Verfasser, dass in Potemkins letztem Lebensjahr, als dieser einem jüngeren Günstling der Zarin seinen Einfluss abtreten musste, eine gewisse Verstimmung gegenüber Suvorov auftrat, weil Potemkin ihm die hohe Anerkennung der Zarin für dessen letzte Siege nicht gönnte. Dass LOPATINs Ausblick auf Suvorovs Nachleben bis in die postsowjetische Zeit in marxistischer Teleologie versandet und auch historische Zusammenhänge nicht richtig erfasst sind, so etwa die Vorgänge in Polen, die zu den Teilungen führten, mag man dem in der Chruščev-Zeit sozialisierten Verfasser nachsehen. Originell ist jedoch, dass der beim Ende der Sowjetunion 55 Jahre alte Historiker die zeitweise stark ausschlagenden Konjunkturen, die Suvorovs Ansehen in der sowjetischen wie postsowjetischen Epoche erfuhr, ebenso synkretistisch wegerklärt, wie das heutige Russland mit Brüchen, Widersprüchen und Katastrophen seiner Geschichte des letzten Jahrhunderts unkritisch-‚integrativ‘ verfährt. So kann auch sein Fazit nicht überraschen, dass Suvorov und seine militärische Pädagogik bis heute gültig und aktuell seien. Dabei verfängt er sich in nicht wahrgenommenen Widersprüchen. Richtig ist, dass Suvorov das preußische Militärsystem für Russland unter dem Zaren Paul ablehnte und daraus keinen Hehl machte („gatčinskij duch“), was in der nationalrussischen Historiographie als heroisch angesehen wird. Dass seine von den russischen Generalstäblern bis in den Ersten Weltkrieg hochgehaltene Taktik („bayonets before bullets“) sowie sein militärtheoretisches Werk *Nauka pobeždat*, letztlich eine Sammlung militärischer Aphorismen, die heute nur noch mit Befremden wahrgenommen werden können, schon zur Zeit des Krimkriegs überlebt waren, haben weder spätere Militärs noch seine russischen Verehrer der Gegenwart verstanden.

Auch ZAMOST'JANOV hat sich mit Suvorov und seiner Epoche intensiv beschäftigt. Außer drei älteren Publikationen unmittelbar zu Suvorov liegt eine literaturgeschichtliche Studie zum „Muster Suvorov“ in der russischen Kul-

tur in Gestalt eines methodischen Lehrbuchs zur „Russischen Heroik“ von ihm vor (Russkaja geroika: očerki iz istorii literatury. Učebno-metodičeskie materialy dlja urokov literatury i istorii. Moskva 2010), in der er – u. a. unter Nennung Suvorovs – die Notwendigkeit heroischer Kunst und Literatur für die gegenwärtige russische Gesellschaft betont. 2013 erschien von ihm in derselben Reihe wie Lopatins Suvorov-Biographie eine Lebensbeschreibung Gavrila Deržavins, der Hofdichter Katharinas und Gouverneur war und die Siege Potemkins und Suvorovs in Oden besang. Zamost'janov begreift Deržavin als Herold und Ideologen des ruhmreichen katharinäischen Imperialismus. Seine als Erzählung etikettierte Suvorov-Biographie, ebenfalls allein durch eine – alphabetisch ungeordnete – Bibliographie abgestützt, beschränkt sich nur dem Titel nach auf den militärischen Teil von Suvorovs Biographie, der ja tatsächlich sein Leben im Wesentlichen ausfüllte. Zamost'janovs Narrativ lässt sich trotz ausgebreiteter militärischer Ereignisgeschichte leichter als Lopatin lesen, auch geht er auf heikle Stellen in Suvorovs Biographie näher ein, etwa die negative polnische Sicht auf die Eroberung der Warschauer Vorstadt Praga 1794. Trotz allem ist der Feldherr für ihn ein makelloser und totaler Held. Gewagte, provokante Deutungen erleichtern sogar den Lesefluss, wobei auch ihm Fehler unterlaufen, sobald er sich auf das glatte Parkett der gesamteuropäischen Geschichte jener Zeit begibt. Dass mit der Einführung des Zündnadelgewehrs Suvorovs Taktik des Bajonettgefechts obsolet und nicht zuletzt deshalb der Krimkrieg zu einer Katastrophe wurde, eröffnet sich keinem von beiden.

Was kann man aus diesen Biographien für die russische Geschichte lernen? Neue Erkenntnisse sind nicht vorhanden, auch die Deutung der historischen Person und faktographische Richtigstellungen bergen nichts wirklich Neues. Beide betonen zu Recht, dass autoritativen Biographen wie Nikolaj Polevoj (1796–1849) und Aleksandr Petruševskij (1826–1904) Fehler unterlaufen sind, die sie aus älteren Darstellungen übernommen hatten, angefangen mit Suvorovs unsicherem Geburtsjahr. Alle sonstigen Merkmale des Feldherrn, der nie eine

Schlacht verlor und durch einige Tugenden, zunehmend aber auch durch Schrollen gegenüber anderen zeitgenössischen Feldherren hervorstach, sind auf der Tafel von Kroton längst verzeichnet. So überrascht es nicht, dass außerhalb Russlands in den letzten Jahrzehnten fast keine Publikationen zu Suvorov erschienen sind.

Sieht man von der eher nostalgischen Studie Lopatins ab, ist der Erkenntnisgewinn rein zeitgeschichtlich, im offensichtlichen Heroisierungsbedarf für historische russische Militärs im derzeitigen Russland, zu sehen. War Suvorov um 1800 ein gesamteuropäischer Held, auf den Russland mit Stolz blicken konnte, weil es sich mit ihm als Wahrer der alten Ordnung und als europäische Macht einbinden konnte, so war aus ihm ein Jahrhundert später ein russischer Nationalheld geworden, dessen Kanonisierung im Ersten Weltkrieg misslang, während er in der frühen Sowjetzeit ganz verschwand. In der Epoche des Zweiten Weltkriegs kam er in Stalins Reich wieder zu Ehren, doch sank sein Stern in der späten Sowjetunion, als Helden dort anders definiert wurden. Erst im vergangenen Jahrzehnt wurde er in einer beunruhigend anmutenden Nationalisierung der russischen Geschichte neu entdeckt, während er außerhalb Russlands nach 1900 keine Beachtung mehr erfahren hat. Eine gewisse Ausnahme war die 200-Jahrfeier seines Alpenzugs, anlässlich derer die Schweiz zusammen mit dem Russischen Militärgeschichtlichen Staatsarchiv eine aufwändige Kartensammlung herausbrachte.

Dass Suvorov neuerdings nicht nur das Wallhall russischer (Kriegs-)Helden anführt, sondern in beiden rezensierten Werken auch Haltungen und Eigenschaften von ihm hervorgehoben und festgeschrieben werden, die – zuweilen historisch falsch begründet – als nationalrussisch ausgegeben werden, stimmt nachdenklich (beispielsweise russische Großzügigkeit und Milde gegenüber besiegten Gegnern). Mit seiner Betonung eines russischen Patriotismus, der Ablehnung des preußischen Vorbilds, den Siegen in Westeuropa, der alpinistischen Hochleistung, einem angeblichen militärtheoretischen Meisterwerk und nicht zuletzt mit grandiosen Siegen gegen die Türken in heute ukrainischen Gefilden eignet er sich ideal für eine

nationalrussische Großmacht-Identität, die sich neu manifestiert. Dass man Suworov außer als Retter Europas vor den französischen Revolutionsstruppen auch als Exponenten einer imperialistischen Expansion Russlands sehen muss, stört die Biographen nicht weiter.

Vielmehr passen in dieses Bild jüngere russische populärwissenschaftliche Darstellungen und fiktive Romane, die Suworov als „Besieger Europas“ (*Pobeditel' Evropy*) oder Unterwerfer der Aufständischen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg projizieren, wobei das Motiv der Niederschlagung des Pugačev-Aufstands aufgenommen wird, an der Suworov nur mittelbarer Anteil hatte. Unverkennbar ist er als historische Person heute in Russland die zentrale Fi-

gur eines neuen, vom Staat geförderten Heldenkults, der gerade in die Regale der russischen Buchhandlungen schwappt. Insbesondere bei ZAMOST'JANOV handelt es sich um eine gesäuberte Aneignung des Suworov-Themas für das heutige Russland, die auch die jüngere Vergangenheit und Gegenwart bemüht, mit Anspielungen auf die Vlasov-Armee 1944/45 und die Majdan-Bewegung. Historisch wird man Suworov dabei kaum gerecht. Welche Akzeptanz und Rezeption das russische Publikum zeigen wird, bleibt abzuwarten. Die westliche Russlandforschung wird sich aber darum kaum scheren, zumal sich auch beide Biographien explizit an russische Leser wenden.

Reinhard Nachtigal, Freiburg im Breisgau

Korea – ein vergessener Krieg? Der militärische Konflikt auf der koreanischen Halbinsel 1950–1953 im internationalen Kontext. Hrsg. von Bernd Bonwetsch / Matthias Uhl. München: Oldenbourg, 2012. 206 S. = Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Moskau, 3. ISBN: 978-3-486-71271-1.

Der vorliegende Sammelband über den Koreakrieg von 1950 bis 1953 fasst auf rund 200 Seiten die Ergebnisse einer internationalen Konferenz zum Thema zusammen, die bereits am 26./27. Januar 2007 in Moskau stattgefunden hat und vom dortigen Deutschen Historischen Institut (DHI) sowie dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Potsdam gemeinsam ausgerichtet wurde. Die Herausgeber der Publikation sind Bernd Bonwetsch und Matthias Uhl, der eine Direktor, der andere wissenschaftlicher Mitarbeiter des DHI Moskau. Insgesamt äußern sich in dem Sammelwerk 16 Autoren, allesamt ausgewiesene Experten zum Tagungsthema, zur Militärgeschichte des Kalten Krieges allgemein und speziell zur Korea-Thematik. Die Spezialisten aus Berlin, Innsbruck, Moskau, Odense, Potsdam, Tübingen, Warschau und Washington beleuchten sehr unterschiedliche Aspekte des Krieges in Korea, zum Großteil basierend auf Quellenarbeit in Archiven ehemaliger osteuropäischer Staaten.

Neben einem Vorwort (S. 7–8) des Chefs

des Planungsstabes im Verteidigungsministeriums von Südkorea, Generaloberst JEH SEUNG YOO, und den Schlussbetrachtungen (S. 177–182) von ROLF STEININGER haben weitere 14 Autoren Beiträge zum Thema verfasst, die allerdings über eine jeweils sehr unterschiedliche Quantität und Qualität verfügen. Da die einzelnen Essays zwischen sechs und 38 Seiten umfassen, wirkt der Sammelband hinsichtlich seiner äußeren Form ein wenig inhomogen und damit zwangsläufig auch inhaltlich unausgewogen. Die Reihenfolge der Beiträge folgt derjenigen der Vorträge der Konferenz von 2007, die thematisch in drei größere Abschnitte unterteilt waren: 1. Die Konfliktparteien des Koreakrieges, 2. Der Koreakrieg und die Blockkonfrontation in Europa sowie 3. Koreakrieg und militärisch-industrieller Komplex. Positiv zu erwähnen, da nicht selbstverständlich für entsprechende Sammelbände, sind das 15 Seiten umfassende weiterführende Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein kurzes Abkürzungs-, Personen- und Autorenverzeichnis am Ende der Publikation.

In seinen einführenden Worten, *Der Krieg in Korea 1950–1953* (S. 9–18), weist BERND BONWETSCH zunächst allgemein auf den inzwischen verbesserten Quellenzugang (vor allem zum russischen Archivmaterial) hin, was bereits zu einzelnen neuen Detailstudien zu dem Thema geführt hat. Doch nach wie vor seien rele-

vante Quellen, beispielsweise chinesische oder auch koreanische Dokumente, schwer zugänglich, weshalb Fragestellungen zu weiteren interessanten Aspekten des Koreakrieges, etwa zur Rolle Chinas als verlängerter Arm Moskaus bzw. Vertreter sowjetischer Interessen in der Region, noch immer ungeklärt sind.

Im ersten Beitrag des Abschnitts über die *Konfliktparteien im Koreakrieg, Einige Überlegungen zur Verantwortlichkeit der Konfliktparteien unter besonderer Berücksichtigung Südkoreas* (S. 21–26), erkennt VALERIJ I. DENISOV die hauptsächliche Verantwortung für die Eskalation des Konfliktes bei den koreanischen Führungen und deren Überzeugung, die Wiedervereinigung des geteilten Landes nur durch Waffengewalt erreichen zu können. Er verweist dabei zugleich auf die zurückhaltende Position Moskaus, das eine Konfrontation mit den USA vermeiden wollte. KATHRYN WEATHERSBY kommt in ihrem Beitrag *Impact of the Korean War on North Korean Foreign Relations* (S. 27–35) zu dem Schluss, dass die heutige politische Isolation Nordkoreas insofern als ein Resultat des Koreakrieges zu verstehen ist, als sie die Folge der Lehren der nordkoreanischen Führung aus ihrer Abhängigkeit von Moskau und Beijing während des Krieges darstellt. Der umfangreichste Beitrag stammt von PETER KUHFUS. Unter dem Titel „*Ein Strategem von Kim und Mao*“: *Politische Historiographie zwischen Moskau und Beijing* (S. 37–74) macht er deutlich, wie unterschiedlich die chinesischen und sowjetischen Historiker die Frage nach der Verantwortlichkeit für den Krieg beantwortet haben und wie die beiden Großmächten die gegensätzlichen, politisch motivierten historiographischen Standpunkte (beispielsweise hinsichtlich der Frage, ob der Konflikt Josef Stalin durch Mao Zedong aufgezwungen worden sei) zur Legitimation ihrer Politik nutzten. NATAL'JA I. EGOROVA (*Die UdSSR und der Krieg in Korea: neue Dokumente, neue Ansichten*, S. 75–83), wirft einen kritischen Blick auf die russische Quellenbasis zum Koreakrieg und unterstreicht dabei die Notwendigkeit weiterer Forschungen. Der letzte Vortrag des ersten Abschnitts stammt aus der Feder von BERND SCHAEFER. Er analysiert in „*Die for a Tie*“ und *Grenzerfahrungen – Die USA im Koreakrieg* (S. 85–

91), wie den USA ihre Grenzen globaler Machtentfaltung durch den Koreakrieg aufgezeigt wurden und wie dieser letztendlich die Militärstrategie im Vietnamkrieg mit beeinflusst hat.

Der zweite Abschnitt über den Koreakrieg aus europäischer Perspektive beginnt mit *Der sicherheitspolitische Standort des Koreakrieges im Kontext der westlichen Bedrohungsperzeptionen 1948–1951* (S. 95–101) von BRUNO THOSS. Er nähert sich in einem kurzen Beitrag der Bedeutung des Konfliktes in Ostasien für die Akzeptanz einer militärischen Aufrüstung im Westen. In *Korea als Generalprobe? Wahrnehmung und Wirkungen des Koreakrieges in der DDR* (S. 103–114) stellt BURGHARD CIESLA die propagandistische Ausnutzung des Konfliktes in Ostdeutschland dar und zeigt, wie die SED-Führung den Koreakrieg zur eigenen Herrschaftslegitimation instrumentalisiert hat und deshalb Wiederaufbauhilfe für Nordkorea noch während der Kriegsjahre leistete. Auf der Grundlage dänischer Quellen untersuchen THOMAS WEGENER FRIIS und KRISTINE MIDTGAARD in *Dänemark und der Koreakrieg* (S. 115–126), wie der Konflikt Dänemark als NATO-Mitglied in ein wirtschaftliches Dilemma führte, durch das das Land gezwungen war, sich mit der NATO-Integration Westdeutschlands auseinanderzusetzen. Eine weitere nationale Sicht wird in dem anschließenden Beitrag skizziert. DARIUSZ JAROSZ beschreibt in *The Korean War, Poland and the Poles* (S. 127–131) die Folgen des Krieges aus polnischer Perspektive, geht dabei besonders auf die Einzelaspekte von Hilfsleistungen bei Rüstungsfragen und humanitäre Aktionen ein und untersucht die durch den Koreakrieg verursachten spezifischen Ängste und Hoffnungen der polnischen Bevölkerung.

Den dritten Abschnitt über den Zusammenhang zwischen dem Koreakrieg und dem militärisch-industriellen Komplex leitet MATTHIAS UHL mit seinem Thema *Die sowjetischen Streitkräfte und der militärisch-industriell-akademische Komplex der UdSSR während des Koreakrieges 1950 bis 1953* (S. 135–147) ein. Unter besonderer Berücksichtigung von Quellen aus russischen Partei- und Wirtschaftsarchiven beleuchtet er aus sowjetischer Sicht die zunehmende Bedeutung

des Militärapparates für die Politik in der UdSSR infolge des Koreakriegs und geht dabei auch auf die Frage nach der Gefahr eines möglichen Nuklearschlags ein, der für die sowjetische Führung keine ernsthafte Option darstellte. *The Korean War and the American Military-Industrial Complex: „The Militarization of America“* (S. 149–155) von IRINA V. BYSTROVA beschreibt eine ähnliche Fragestellung mit Blick auf Amerika. Sie zeigt, wie der Koreakrieg letztendlich zum Auslöser für einen zunehmenden und nachhaltigen Einfluss des Militärapparates auf die Politik auch in den USA wurde. RÜDIGER WENZKE kommt in *Der Koreakrieg als Katalysator der geheimen Aufrüstung in der DDR? Anmerkungen zur Reflexion des Krieges in Militär und Gesellschaft* (S. 157–166) zum Ergebnis, dass der Koreakrieg zwar nicht der Auslöser der militärischen Aufrüstung der DDR war, jedoch die Propagierung der Militarisierungspolitik der DDR in der ostdeutschen Gesellschaft begünstigte. Im letzten Aufsatz dieses Abschnitts geht DIETER KRÜGER (*Der „Koreaschock“ 1950. Wendepunkt oder Katalysator der westdeutschen Sicherheitspolitik?*, S. 167–175) kritisch auf die Bedeutung des Krieges für Wiederbewaffnung und Westintegration der Bundesrepublik Deutschland ein.

In der leider nur sehr knapp gehaltenen Schlussbetrachtung von ROLF STEININGER beschreibt dieser die Folgen des Krieges für ver-

schiedene staatliche Protagonisten (vor allem für die USA und für Korea) und deren unterschiedliche Erinnerungskulturen dazu. Während für die USA der Koreakrieg, weil zeitlich und politisch zwischen dem positiv besetzten Zweiten Weltkrieg und dem negativ besetzten Vietnamkrieg verortet, faktisch zum *vergessenen Krieg* wurde, bestimmt dieser bis heute das politische Handeln der beiden koreanischen Staaten.

Der Sammelband vermittelt insgesamt auf sehr gelungene Weise verschiedenste aktuelle Forschungsansätze zum Koreakrieg. Einzelne Aspekte des Tagungsbandes mögen zwar in ihrer Bewertung nicht neu sein, allerdings beeinträchtigt dies keineswegs die wissenschaftliche Qualität dieser Publikation. Diese besteht vor allem darin, dass man sich dem Thema inhaltlich auf sehr vielfältige Weise angenähert hat, dass der Koreakrieg und seine politischen Folgen sowohl aus einer globalen als auch aus einer jeweils spezifisch nationalen Sicht untersucht wurden und dass schließlich dabei zahlreiche Beiträge auf bisher unbekanntem Quellenmaterial basieren. Insgesamt handelt es sich um eine informative und lesenswerte Publikation, die neue Denkanstöße zu geben vermag und zu weiterer Forschung über das Thema einlädt.

Bodo Hechelhammer, Berlin

Socialist Escapes. Breaking Away from Ideology and Everyday Routine in Eastern Europe, 1945–1989. Edited by Cathleen M. Giustino / Catherine J. Plum / Alexander Vari. Oxford, New York: Berghahn, 2013. IX, 284 S., 12 Abb. ISBN: 978-0-85745-669-4.

Die „Gesellschaften sowjetischen Typs“ werden oft über mangelnde Autonomie in der öffentlichen Sphäre charakterisiert. Das „sozialistische Subjekt“ habe sich vom Parteistaat bevormunden lassen, ohne sich jemals der Ideologie und dem von Routinen geprägten Alltag zu entziehen. Staatliche Kontrolle ist demnach bis in die kleinsten Verästelungen der Privatsphäre gedrungen, sodass die „Privatheit“ zur „staatlichen Veranstaltung“ wurde (GÁBOR T. RITTER-

SPORN / JAN C. BEHRENDTS / MALTE ROLF: Öffentliche Räume und Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs, in: Dies. (Hrsg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteistaatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten. Frankfurt a.M. [u.a.] 2003, S. 7–22). Dieser binären Darstellung setzt das Autorenkollektiv Cathleen M. Giustino, Catherine J. Plum und Alexander Vari das Konzept der „Sozialistischen Flucht(orte)“ entgegen. Ausgehend von der Akteursperspektive eines sozialistischen Bürgers fragen die Autoren nach Wegen einer Distanzierung vom realsozialistischen Alltag.

„Auszeiten“ aus dem Sozialismus zu nehmen, bedeutete in den Volksrepubliken des ehemaligen Ostblocks eine Annahme von Integrations-

angeboten seitens des Regimes. Neue Freizeitbeschäftigungen wie Tourismus, Wandern, Zelten, Jazzmusik, Tanzen zu Rock and Roll boten der Nachkriegsgeneration Ausdrucksmöglichkeiten für das neue sozialistische „Selbst“. Diese Freizeitpraktiken lagen an der Grenze zwischen Konformität, Eigensinn und Resistenz; sie wurden aber vielmehr als Fluchtorte beansprucht, „vor dem Sozialismus zu fliehen, ohne diesen wirklich zu verlassen“ (ALEXANDER VARI: Introduction. Escaping the Monotony of Everyday Life under Socialism, S. 3.). Vari unterscheidet zwischen staatszentrierten und vom Staat nicht-sanktionierten Flucht(ort)en. Wenngleich die staatlich organisierten „Fluchten“ über spielerische Inszenierung das Ideologische appetitlich machen sollten, so erschufen sie parallele Räume, in denen autonomes Handeln möglich war. Diese „Nischengesellschaft“ (KONRAD JARAUSCH) steuerte nach Vari unwillentlich ihrem Ende entgegen – die vielen internen Risse und Brüche auf der gesellschaftlichen Mikro-Ebene haben zwangsläufig zur Implosion der Parteiendiktaturen führen müssen.

Socialist Escapes ist ein wichtiges Unterfangen, aus komparatistischer Perspektive die „Gesellschaften sowjetischen Typs“ des 20. Jahrhunderts zu untersuchen. In einem generalisierenden Vergleich wird dem Alltagsleben in den Volksrepubliken des ehemaligen Ostblocks (Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Rumänien und Bulgarien) nachgegangen. Der Sammelband macht die Versuche, „der Langeweile des Alltags zu entkommen“, an den Teil-Öffentlichkeiten fest, die innerhalb der vom Regime gesetzten Grenzen autonomes Handeln ermöglichten. Unterteilt in fünf ortsbezogene Blöcke, schreiten die Autoren von der Nachkriegszeit bis zum Fall der Mauer 1989. Die „sozialistischen Fluchten“ variieren von Angeboten der Hochkultur über alternative Subkulturen in Stadtmilieus bis zum Urlaub im Wald oder am Strand. Wie wurden die Grenzen zwischen „privat“ und „öffentlich“, zwischen (Eigen-)Sinn, Konformität und Widerstand bei den unterschiedlichen „sozialistischen Flucht(ort)en“ ausgehandelt? Der Band gibt darauf eine schlüssige Antwort: Obwohl die Diktaturen zahlreiche Öffentlichkeiten selbst erschufen, so

haben die diese Räume besetzenden Akteure eigene Sinnwelten jenseits der ideologischen Durchherrschaft geltend machen können. Mit welchen Ideen und Sinngebungen diese Räume besetzt wurden, bestimmt, inwieweit die „parteistaatliche Veranstaltung“ aufgebrochen wurde.

Paradoxerweise haben die von der Partei konzipierten Erziehungsangebote des offiziellen Kulturprogramms, wenngleich nach dem stalinistischen *kulturnost*-Modell konzipiert, Rückzugsmöglichkeiten von der Ideologie ermöglicht. DAVID G. TOMPKINS schildert am Beispiel der Musikfestivals der fünfziger Jahre in Ostdeutschland, wie die SED über Volksmusik den „Neuen Menschen“ zu formen beabsichtigte. Die „sozialistisch-realistische“ Interpretation der klassischen Musik überzeugte die Zuhörer jedoch nicht und ließ somit den Fluchtort misslingen. Dagegen boten die polnischen Folkfestivals Raum für eigenständige Interpretation und die parteistaatliche Mobilisierung im Sinne eines sozialistischen Folklore-Nationalismus glückte. CATHLEEN M. GIUSTINO führt überzeugend aus, wie das Projekt des Aufbaus des Sozialismus am Vorkriegserbe der Tschechoslowakei aneckte. Ungeachtet der Vorgabe, adlige Lebensweise als „volksfeindlich“ zu denunzieren, wollten die Tschechen sich mit dem adligen Gedankengut identifizieren. Der Rückzug in die adligen Lebenswelten in Ratiborice gelang, weil differente Deutungen im Austausch zwischen staatlichen und gesellschaftlichen Akteuren artikuliert werden konnten.

Am Beispiel der Ausflüge in Polens „Wilden Westen“, in das Bieszczady-Gebirge, schildert PATRICE M. DABROWSKI, wie der Staat am eigenen Anspruch, den kollektiven Urlaub seiner Arbeiter zu gestalten, langfristig scheiterte. In einer Zeit von Industrialisierung und Technisierung erweckte insbesondere die stille Natur das Bedürfnis nach Distanzierung vom Alltag und vom Realsozialismus. Diesen unberührten Raum versuchte die Partei über Denkmalsetzungen, über den erzählten Kampf gegen den faschistischen Partisanen im Wald, aber auch über polnisch-sowjetische Freundschaftsfahrten neu zu markieren. Mit dem einsetzenden Mas-

sentourismus der sechziger Jahre versäumte der Staat, die notwendige Infrastruktur aufzubauen. Insbesondere die Lebensmittelknappheit sorgte für Protest unter der lokalen Bevölkerung, sodass eine Traditionslinie zur Gierек-Zeit und zur Solidarność-Bewegung hergestellt werden kann. Im Gegensatz zu den Möglichkeiten einer Ausweitung der privaten Sphäre beim Zelten und Wandern gelten die Pionierlager als Repräsentationsorte der staatlichen Gewalt und Brutstätten der sozialistischen Jugend. CATHERINE J. PLUM untersucht die Sozialisation der Jugendlichen im Alter von elf bis vierzehn Jahren hinsichtlich der Ziele des sozialistischen Erziehungsprogramms. Noch bis in die siebziger Jahre hinein ist der sozialistische Fluchtort „Pionierlager“ als ein gescheiterter Rückzugsraum zu bewerten, der zwar nonkonformen verbalen Dissens zuließ, aber per se kein „herrschaftsfreier inspirierender Raum“ werden konnte.

IRINA COSTACHE behandelt Nudismus als eine nonkonforme Praktik im sozialistischen Rumänien. Gesten des abweichenden Verhaltens wie Witz und Ironie, mangelnde Arbeitsmoral und Alkoholismus haben nach Costache zu alternativen Lebensweisen geführt, die zwar nicht explizit als Widerstand zu bewerten sind, aber autonome Ausdrucksweisen jenseits der öffentlichen Sphäre ermöglichten. Wenngleich die natürlichen Körperpraktiken die sozialistische Moral herausforderten, so wird in ihnen der Umgang mit dem Erbe des bürgerlichen Rumänien sichtbar. Der Fluchtort der „freien Körperkultur“ beruhte zum einen auf der Absetzung vom bürgerlichen Sittenkanon, zum anderen auf der notwendigen Anerkennung durch die Alt-Kommunisten aus der Zwischenkriegszeit. Der machtpolitische Flirt mit der alternativen Künstler-Szene dauerte noch bis Mitte der siebziger Jahre an, als Nicolae Ceaușescu mit seiner kulturpolitischen Wende des Protochronismus die „freien Körperpraktiken“ für überholt erklärte. Dagegen wandte sich das sozialistische Bulgarien den „neuen Freiheiten“ durchaus freudiger zu. Die staatlich geförderte Konsumgesellschaft nährte sich nach MARY NEUBURGER von einem Gesellschaftsvertrag zwischen den Bürgern und dem Staat. Westli-

che Praktiken wurden gemäß dem Motto „kapitalistisch der Form, sozialistisch der Inhalt nach“ als ein Modernisierungserfolg wahrgenommen. Rausch und Diktatur verbanden sich im „produktiven und gesunden“ Urlaub an der Schwarzmeerküste, der das Streben nach dem „besseren Leben“ in der bulgarischen Partyszene zu versinnbildlichen hatte.

Am erfolgreichsten haben sich die „sozialistischen Fluchten“ dort ausgewirkt, wo staatliche Lenkung Eigenständigkeit befürwortete. MARK KECK-SZAJBEL verdeutlicht am Beispiel des polnischen Anhalter-Tourismus die Symbiose zwischen dem staatlich geförderten Programm und der Mobilisierungsbereitschaft seiner Bürger. Hinter dem Freizeitangebot verbarg sich die Überlegung, Bürger zentripetal an die Peripherie zu schicken und diese mit den Nachkriegsgrenzen des Landes vertraut zu machen. Um den Mangel an Automobilen zu kompensieren, griff das Regime zu dem Trick, das Land mit Hilfe von wenigen PKWs per Anhalter zu motorisieren. Eine solche Aneignung des Raumes nährte seine Attraktivität aufgrund der Möglichkeit, die offizielle Wanderroute zu verlassen und die gewonnenen Räume individuell zu gestalten. Neben den Fluchten an die Peripherie förderte der ungarische „Gulaschkommunismus“ zentrifugale Rückzugsorte in das städtische Milieu. ALEXANDER VARI verdeutlicht am Beispiel des Budapester Nachtlebens, wie das Projekt der Verwestlichung des Landes mit dem Aufbau des Sozialismus in Ungarn über die Trennung von Teil-Öffentlichkeiten kompatibel gemacht wurde. Mit der Kommerzialisierung und Öffnung des Landes gegenüber dem luxurorientierten ausländischen Tourismus musste das Kádár-Regime dem ungarischen Bürger ein Freizeitangebot westlichen Modells zugestehen. Zu diesem Zweck wurde 1961 in Budapest ein Freizeitgelände – der Ifipark – eröffnet, das für „zivilisierte“ Unterhaltung sorgen sollte. Musikrichtungen wie Jazz, Pop und Rock wurden als konforme Praktiken geduldet, während Punk und Heavy Metal im Budapester Nachtleben eine dissidente Gegenöffentlichkeit bildeten.

„Sozialistischen Fluchten“ wirken nicht nur integrativ, sondern können auch trennende

nonkonforme Räume erzeugen. CAROLINE FRICKE führt am Beispiel der jugendlichen Motorrad-Fahrer in der DDR vor, wie der Staat während der achtziger Jahre die alternative Jugend vom Bergringrennen in Teterow jahrelang ausschloss. Um Ärger und Unruhe bei öffentlichen Veranstaltungen zu vermeiden, tolerierte das Regime „alternative Fluchten“ jenseits der „sozialistischen Fluchten“ mit dem Preis der Aufgabe der eigenen Führungsrolle. Die staatlichen Überwachungstechniken im Umgang mit der Hippie- und Heavy-Metal-Szene zeugen von einem Nachgeben aus Notwendigkeit. Einerseits verbot die Partei die Teilhabe am Bergrennen, andererseits ließ sie, im Wissen um das Widerstandspotential dieser Klientel, Alkoholesse am alternativen Veranstaltungsort nahe Krakow am See zu. Wie der organisierte Konflikt zwischen dem Ceaușescu-Regime und dem Beherrschten im Stadion ausgetragen wurde, schildert FLORIN POENARU am Beispiel des rumänischen Fußballs. Die offene Auseinandersetzung zwischen dem parteinahem Armeeverein Steaua Bucharest und dem volksnahen Polizeiverein Dinamo Bucharest polarisierte den rumänischen Fußball während der gesamten achtziger Jahre. Diese „organisierte Flucht“ funktionierte als „Überdruckventil“ der Ceaușescu-Herrschaft, die resistente Praktiken im Rahmen des Stadions zugestand und kontrol-

lierbar machte.

Socialist escapes untersucht eine breite Palette von Rückzugsmöglichkeiten von der realsozialistischen Routine und Ideologie. In der Abgeschiedenheit von den parteistaatlich dominierten Öffentlichkeiten haben parallele Lebenswelten ihr Dasein fristen können, ohne den Herrschaftsanspruch der Partei direkt in Frage zu stellen. Diese Ausweitung der privaten Sphäre erhob keinen Anspruch auf eine Schaffung imaginärer Wirklichkeiten und eine Annahme systemgefährdender Ersatzwelten. Somit lässt der „sozialistische Eskapismus“ sich weniger als Realitätsflucht zugunsten von Scheinwirklichkeit(en) charakterisieren, als vielmehr über den systemstabilisierenden Einfluss von Divergenz und Differenz. Kontrollierte Duldung alternativer Jugendkulturen und nonkonformer Praktiken am Strand oder im Stadion erzählen weniger eine Geschichte vom erodierenden Realsozialismus, als vielmehr von stabilisierenden Überwachungspraktiken in Zeiten der Normalität. Inwieweit das Nachgeben aus Notwendigkeit allerdings die finalen Risse in den Gesellschaften sowjetischen Typs hervorrief, bleibt ungewiss, weil dem „kreativen Prozess der Deutungsproduktion“ (Giustino) bei vielen Aushandlungsprozessen doch recht selten nachgegangen wird.

Carol Marmor-Drews, Passau

Europäische Volkswirtschaften unter deutscher Hegemonie. 1938–1945. Hrsg. von Christoph Buchheim / Marcel Boldorf. München: Oldenbourg, 2012. 270 S., Tab., Graph. = Schriften des Historischen Kollegs, 77. ISBN: 978-3-486-70950-6.

Der zu besprechende Sammelband versammelt elf Aufsätze zu verschiedenen Aspekten der Wirtschaftsgeschichte von Volkswirtschaften unter der Vorherrschaft des NS-Staates in den Jahren 1938–1945, handelte es sich nun um besetzte oder um neutrale Staaten. Die spannende Frage der Verbündeten des Deutschen Reichs wird allerdings nicht aufgeworfen. Hervorgegangen ist der Band aus einem Münchener Kolloquium des Jahres 2007, dessen treibende

Kraft, Christoph Buchheim, jedoch zwei Jahre später bedauerlicherweise verstarb. Marcel Boldorf beendete das Projekt allein. Da Buchheim und seine Schüler die These einer eher marktkonformen als durch Zwang gesteuerten Wirtschaft des Dritten Reichs vertreten, ist es bedauerlich, dass ein Beitrag aus der Feder Buchheims fehlt.

Der Band gliedert sich in vier Teile unterschiedlichen Umfangs. Die Beiträge sind verständlich geschrieben, ohne in den Jargon der Wirtschaftswissenschaften zu fallen oder den Leser mit mathematischen Modellen zu überfordern. Bedauerlicherweise ist nicht in allen englischsprachigen Aufsätzen und den englischsprachigen Zusammenfassungen eine Sprachkorrektur durch einen Muttersprachler erfolgt,

was mitunter zu Fehlern und schlechtem Stil führt. Die Themen spannen sich von der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte, der Versorgungslage, der Frage nach Entscheidungsspielräumen für Unternehmen oder dem institutionellen Rahmen bis hin zum Wirtschaftsrecht oder der Finanzgeschichte. Ein roter Faden fehlt weitgehend, die Beiträge nehmen kaum aufeinander Bezug und auch die Einleitung kann keinen Rahmen herstellen. Weiterhin sind offenbar nicht alle Autoren mit dem Forschungsstand und der Diskussion der deutsch- und englischsprachigen Literatur zum Thema vertraut.

Die Einleitung MARCEL BOLDORF's zeichnet die Entwicklung und den heutigen Stand der Forschung nach, wobei festzustellen ist, dass Boldorf über die Situation in Osteuropa weniger informiert ist. So ignoriert er in seiner Diskussion über Handlungsspielräume von Unternehmen unter deutscher Besatzung komplett die staatlichen oder soeben verstaatlichten Betriebe in den okkupierten Zonen der Sowjetunion und erwähnt an anderer Stelle nicht den viel diskutierten „Hungerplan“ für diese Region. Aus seiner Einleitung wird deutlich, was die Beiträge für die Fallbeispiele später bestätigen, nämlich wie heterogen die deutsche Wirtschaftspolitik im besetzten Europa war und wie groß die regionalen Unterschiede, auch bedingt durch die Rassenpolitik, waren. Die Deutschen konnten jedoch nicht nur Regulierungen und Zwang einsetzen, sondern sie mussten auch Anreize benutzen. Insgesamt gelang es mit unterschiedlichem Erfolg, besetzte Länder und Neutrals für die deutschen Kriegsanstrengungen einzuspannen und mit verschiedenen Methoden ökonomisch auszubeuten oder wenigstens auszunützen.

Im ersten Teil, der die Lebensbedingungen unter deutscher Besatzung thematisiert, werden nur zwei Beispiele, die allerdings gegensätzlicher nicht sein könnten, untersucht. STEEN ANDERSEN macht deutlich, dass für den Sonderfall Dänemark die deutsche Herrschaft nur zu einem relativ geringen Rückgang der Reallohne führte, die Bevölkerung besser versorgt wurde als die Deutschen und sogar ein Rückgang der Arbeitslosenzahl zu verzeichnen war,

der die Situation vieler Haushalte verbesserte. SERGEI KUDRYASHOV schildert dagegen im schwächsten Beitrag des Bandes die Lebensverhältnisse in der besetzten Sowjetunion. Dabei liefert er zahlreiche unverknüpfte Fakten, arbeitet die enormen Unterschiede zwischen dem Baltikum, Ostpolen und der ‚alten‘ Sowjetunion nicht heraus und bietet am Ende eine überhöhte Schätzung für den von Deutschen als Folge der Okkupation zu verantwortenden Bevölkerungsverlust.

Im zweiten Teil wird die Ausnutzung der besetzten Gebiete für die deutsche Kriegswirtschaft behandelt. JONAS SCHERNER kann am Beispiel der Auslagerung von Wehrmachtsaufträgen ins besetzte Europa zeigen, dass rund ein Viertel von Waffen und Ausrüstung der deutschen Armee von dort stammte. Überzeugend zeichnet er die Mechanismen nach. Deutlich wird, dass für die Wehrmacht als Empfänger von Gütern die Ausbeutung der okkupierten Länder wichtiger war als die Versorgung der deutschen Bevölkerung. KIM OOSTERLINCK untersucht in seinem komparativen Aufsatz Schulden und Kriegsfinanzierung in Belgien, Frankreich und den Niederlanden.

Im dritten und umfangreichsten Teil geht es um eine Kernfrage des Sammelbandes: Wie funktionierte die wirtschaftliche Steuerung in besetzten Gebieten und wie agierten Unternehmen? MARCEL BOLDORF behandelt souverän die gelenkte Kriegswirtschaft in Frankreich und ihre Institutionen. Wie andernorts konnte Deutschland große Vorteile aus den ungleichen Handelsverhältnissen ziehen und überhöhte Besatzungskosten einfordern. HERVÉ JOLY folgt mit einem Beitrag zu französischen Unternehmen, der den vorherigen Aufsatz Boldorf's ergänzt. Wirklich neu für den Rezensenten waren die interessanten Ausführungen von JAROMÍR BALCAR und JAROSLAV KUČERA zu Wirtschaftssteuerung und unternehmerischen Handlungsspielräumen im Reichsprotectorat. Obwohl das Protectorat Böhmen und Mähren langfristig ins Reich integriert und germanisiert werden sollte, war der deutsche Anteil im wirtschaftlichen Management eher gering. Die tschechischen Unternehmen produzierten bis zuletzt fürs Reich, verfolgten dabei aber auch

ihre eigenen Interessen und konnten sogar eine Modernisierung voranbringen. ANDRZEJ WRZYSZCZ untersucht die Intervention der deutschen Justizverwaltung in die Wirtschaft im Generalgouvernement an den Beispielen des Patentwesens und der Konfiszierung von Feindvermögen. Wie andernorts auch bestand eine deutsche Aufsichtsverwaltung für polnische Institutionen. HARALD WIXFORTH schließlich geht der Rolle von Banken in besetzten oder abhängigen Gebieten nach und fragt, ob sie als Instrumente einer deutschen Hegemonie dienten. Sehr fundiert kann der Autor einen Primat der Politik nachweisen; die Banken konnten die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nicht beeinflussen und ihr Entscheidungsspielraum war eher gering. Sie konnten laut Wixforth nicht wirklich Einfluss auf die „Neuordnung“ von Ökonomie und Gesellschaft nehmen, wurden aber zu Instrumenten der deutschen Hegemoniepolitik bei gleichzeitiger Ausweitung ihres Geschäfts.

Im vierten Teil stehen neutrale Länder im

Mittelpunkt, doch der Rezensent würde gerne wissen, warum verbündete Staaten nicht behandelt wurden? HAROLD JAMES gibt einen fundierten Überblick auf die Situation Schwedens und der Schweiz und betont, dass die Bedeutung der Neutralen für die deutschen Kriegsanstrengungen mitunter überbetont wird. JORDI CATALAN untersucht Francos Spanien und geht dabei manchmal zu sehr ins Detail.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass der Band empfehlenswert ist, aber doch über einige Schwachstellen verfügt. Er macht vor allem deutlich, wie viel wir bereits über die Wirtschaftsgeschichte West- und Mitteleuropas unter deutscher Vorherrschaft wissen und wie relativ wenig über Südost- und Osteuropa bekannt ist. Der Krieg im Osten, die Massenverbrechen und die Besatzungserfahrung standen im letzten Jahrzehnt im Mittelpunkt, aber wirtschaftsgeschichtliche Studien fehlen nahezu vollständig.

Olaf Mertelsmann, Tartu

VLADIMIR V. SVJATLOVSKIJ: *Žiliščnyj i kvartirnyj vopros v Rossii. Izbrannye stat'i* [Das Wohnungs- und Wohnraumproblem in Russland. Ausgewählte Artikel]. Moskva: Rosspen, 2012. 375 S. = Biblioteka ekonomičeskoj mysli Rossii. ISBN: 978-5-8243-1610-0.

Vladimir Vladimirovič Svjatlovskij (1869–1927) war ein überaus produktiver Historiker und Politökonom, der sich an der Wende zum 20. Jahrhundert mit seinen materialgesättigten Untersuchungen zu den Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft einen Namen machte. Seine wieder aufgelegte, erstmals 1902 publizierte interdisziplinäre Studie vermittelt nachhaltig die gesellschaftliche Aufbruchsstimmung, die das Zarenreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfasste. Die Städte erlebten infolge der Bauernbefreiung und Industrialisierung eine Massenmigration. Tausende strömten auf der Suche nach Arbeit und einer besseren Zukunft dorthin. Aber die Städte, und keineswegs nur die Kapitalen, waren hierauf nicht vorbereitet. Wohnungsmangel, Bodenspe-

kulation und intensive Bautätigkeit waren die Folge. Die drei genannten Aspekte führten zu erheblichen Preissteigerungen. Der Bau-Boom überforderte in St. Petersburg die Verkehrsinfrastruktur. Die benötigten Materialien konnten weder durch die Eisenbahn noch auf Schiffen, geschweige denn auf der Straße in hinreichender Quantität herangeschafft werden. Auch dieser Faktor wirkte kostentreibend. Hinzu kam, dass sich die Schere zwischen fertiggestelltem Wohnraum und Bevölkerungswachstum immer weiter öffnete. Ein öffentliches Skandalon aber waren die unbeschreiblich unhygienischen und unmenschlichen Lebensverhältnisse der städtischen Unterschichten, insbesondere in der Hauptstadt. Kein Dachboden, kein fensterloser Kellerraum, der zudem aufgrund des hohen Grundwasserspiegels und notorisch durchlässiger Senkgruben oft feucht war, der nicht vermietet worden wäre (S. 25, 53–56, 59–60): Auch in anderen russischen Großstädten war das Phänomen der „Eckenschläfer“ weit verbreitet.

Diese Rahmenbedingungen erklären, wes-

halb die „Wohnungsfrage“ einen solchen Stellenwert im zeitgenössischen Diskurs im Zarenreich wie auch europaweit erhielt. Als Katalysator wirkte hier wie dort die Choleraepidemie von 1892. Als Robert Koch das verwinkelte und noch vormodern geprägte Hamburger Gängeviertel, gleichsam das lokale Epizentrum der Cholera in der Hansestadt, besuchte, rief er aus: „Meine Herren, ich vergesse, daß ich in Europa bin.“ In St. Petersburg oder anderen schnell wachsenden Städten des Zarenreichs wäre sein Kommentar kaum anders ausgefallen. Gerade aber die vertikale soziale Segregation in russischen Städten ließ die Oberschichten viel unmittelbarer mit den Unterschichten in Berührung kommen als die deutlicher ausgeprägte regionale in den westeuropäischen (S. 26). Als die Cholera im Zarenreich 1893 erneut grassierte, ereignete sich in Moskau einer der ersten Krankheitsfälle ausgerechnet in der noblen Tverskaja – und zwar in einer verdreckten Kellerwohnung. Diese Kommunikationsknoten unterschiedlicher Schichten als Ort der Krankheitsübertragung thematisierte auch Svatlovskij in seinem Werk, indem er beispielsweise auf die Kontakte zwischen wohlhabenden Kunden und den möglicherweise infizierten Angestellten in den luxuriösen Konsumtempeln hinwies.

In die vorliegende Ausgabe haben zwei Untersuchungen Svatlovskijs Eingang gefunden, zum einen eine auf Russland zentrierte Untersuchung des Wohnraums und des Wohnens. Am Beispiel der beiden Hauptstädte, Odessas und Warschaws sowie einer Reihe von Gouvernements- und Kreisstädten untersucht der Verfasser nicht nur die Wohnbedingungen im Allgemeinen und der Arbeiter im Besonderen, sondern er thematisiert auch die Bautätigkeit und Ansätze zur Behebung dieses drängenden sozialen Problems. Zum anderen wird eine kürzere und europaweit vergleichende Studie zur Wohnungsfrage wieder abgedruckt. Als wegweisend schilderte Svatlovskij dabei das englische Beispiel. Insbesondere der Ausbau des innerstädtischen Nahverkehrs und die auch für schmal bemessene Budgets von Arbeitern erschwinglichen Nahverkehrstarife hätten hier nachhaltig zu einer Linderung der Wohnungsfrage beigetragen.

Ein Blick in die zeitgenössische Publizistik unterstreicht den Stellenwert der Wohnungsfrage im internationalen Kontext. Es fand sich kaum eine überregionale Tageszeitung, kaum ein populäres, geschweige denn ein „dickes Journal“, das sich diesem Thema nicht gewidmet hätte. Dasselbe galt auch für die wissenschaftliche Publizistik unterschiedlichster Fachgebiete. Die „Wohnungsfrage“ gehörte zu den brennenden sozialpolitischen Themen, und der Boden, auf dem sie ihr Ferment fand, war durch allgemeine Trends und auch russische Spezifika seit mehreren Jahrzehnten bereitet. Zu nennen wäre insbesondere die Entwicklung der wissenschaftlichen Disziplin der Hygiene als Teilbereich der humanmedizinischen Forschung. Der Schweizer Friedrich Huldreich Erismann [Fedor Fedorovič Ėrisman] prägte seit den frühen siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts die hygienische Forschung im Zarenreich mit seinen Publikationen nachhaltig. Er trug nicht nur in großem Maße dazu bei, hygienische Kenntnisse in der Bevölkerung zu verbreiten. 1884 wurde er auf den Hygiene-Lehrstuhl an der Moskauer Universität berufen und fungierte zugleich als Leiter des städtischen Laboratoriums, das für bakteriologische, chemische und hygienewissenschaftliche Analysen aller Art zuständig war.

In den einschlägigen medizinischen Journalen wie *Vračebnaja Gazeta*, *Obščestvennyj Vrač*, *Sovremennaja Medicina i Gigiena*, *Obščestvennaja Medicina*, *Žurnal Russkogo Obščestva Očrannenija Narodnogo Zdravija, Promyšlennost' i Zdorov'e* oder auch *Gigiena i Sanitarija* diskutierten führende Hygieniker und Sozialmediziner wie Vasilij Pavlovič Kaškadamov, Dmitrij Nikolaevič Zbankov, Zacharij Grigor'evič Frenkel', aber auch die sozial überaus engagierte Armenärztin der St. Petersburger Stadtverwaltung Marija Ivanovna Pokrovskaja Lösungsmöglichkeiten der „sozialen Frage“, als deren Bestandteil sie das Wohnraumproblem erachteten. Dabei vermischten sich die Versammlungsebenen und -foren. Auch die Grenzen zwischen gesprochener und geschriebener Wort waren fließend. Eine eigene Sektion der einflussreichen „*Gesellschaft zur Bewahrung der Volksgesundheit*“ beschäftigte sich schon Mitte der neunziger Jahre des

19. Jahrhunderts intensiv mit der Wohnungsfrage. Andere Akteure sollten für eine konzertierte Aktion gewonnen werden: Der Staat, die Stadtverwaltungen, privatwirtschaftliche Wohnungsbaugesellschaften und gemeinnützige Genossenschaften.

In dieses Umfeld fügte sich Svjatlovskijs politökonomische Forschung problemlos ein. Zwar charakterisierte er die russischen Verhältnisse gemessen an den westeuropäischen nicht als schlechter (S. 37, 351), doch musste er konzedieren, dass in Westeuropa staatliche Gesetze regelnd in den Wohnungsmarkt eingriffen und Wohnungsbaugenossenschaften viel weiter verbreitet waren als im Zarenreich (S. 304 ff., 333–334). Wenn Svjatlovskij formulierte, dass das *Ancien régime* die Gründung der Wohnungsbaugenossenschaften nicht verhindert habe, handelte es sich um eine vielsagende Formulierung (S. 224). Ein Grund für ihren größeren Anteil am Wohnungsmarkt insbesondere im Deutschen Reich dürfte in der starken gesellschaftlichen und politischen Stellung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften gelegen haben. Die Rolle der Stadtverwaltungen beobachtete Svjatlovskij kritisch. In ihnen erkannte er einen ökonomisch eigeninteressierten Akteur und nicht einen unparteiischen Makler, weil sich die Stadtväter vor allem aus der immobilienbesitzenden Zensusgesellschaft rekrutierten und Mieter zumeist erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts in einigen wenigen Städten Russlands und in geringem Maße das Wahlrecht ausüben durften. Aber auch diese Wähler aus zumeist großen und teuren Wohnungen konnten kaum als Sachwalter der Interessen der Unterschich-

ten betrachtet werden. Auch von den Architekten war wenig Unterstützung zu erwarten (S. 39–40), wengleich einer von ihnen, nämlich M. Dikanskij in seiner Studie aus dem Jahre 1912 die sozialen Erfahrungen und die Lösungsversuche der Wohnraumfrage diskutierte.

Die mit Mitteln der Deutschen Bank geförderte Edition ist zu begrüßen, weil ein politökonomischer „Klassiker“ wieder zugänglich gemacht worden ist. Das Geleitwort des führenden Analysten der Deutschen Bank überrascht mit einer deutlich positiveren Bewertung der Leistungen der russischen städtischen Selbstverwaltungsorgane auf dem Gebiet des Wohnungsbaus als sie bei Svjatlovskij zu finden ist. Die aus der Feder des an der MGÜ lehrenden Historikers Aleksandr P. Ševyrev stammende Einleitung legt besonderen Wert auf Svjatlovskijs aus seiner Vita kaum zu erklärenden etatistischen Standpunkt. Bis zur Revolution von 1917 gab er die Hoffnung auf ein energisch handelndes *Ancien régime*, das die Wohnungsfrage in seiner Vorstellung mit einem Federstrich hätte lösen können, nicht auf. Es entbehrt nicht der Ironie der Geschichte, dass auch der sowjetische Staat der Lösung des Problems kaum näher kam. Mit einem Blick auf die heutige Situation der Wohnungsfrage in beiden Kapitalen lässt sich festhalten, dass das Phänomen der Eckenschläfer zwar der Vergangenheit angehört, die spekulativen Elemente des Wohnungsbaus und des Immobilienmarktes aber auch gut hundertzehn Jahre nach der Erstveröffentlichung dieser Studie die Wirklichkeit prägen.

Lutz Häfner, Göttingen

DENIS KOZLOV: *The Readers of Novyi Mir. Coming to Terms with the Stalinist Past.* Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2013. 431 S. ISBN: 978-0-674-07287-9.

Über die Rolle, die die Belletristik im Allgemeinen und die Zeitschrift *Novyj Mir* im Besonderen bei der Aufarbeitung der stalinistischen Vergangenheit spielte, ist bereits viel geschrieben worden. In Zeiten, als die Archive noch geschlossen waren, boten Romane und „dicke

Zeitschriften“ einen reichen Quellenfundus, um über die Befindlichkeit der sowjetischen Gesellschaft zu forschen. Es ist inzwischen ein Allgemeinplatz, dass die Auseinandersetzung mit dem Terror der dreißiger Jahre und dem Gulag zum großen Teil in literarischen Erzählungen und Memoiren geschah. So mussten die offizielle Geschichtsschreibung zu Unrecht und Gewalt nicht Stellung beziehen und sich Partei und Staat nicht verantworten. Denis Kozlov hat sich erneut der Geschichte von *Novyj Mir*

angenommen und zeichnet anhand der wichtigsten Publikationen wie V. M. Pomerancevs *Über die Wahrhaftigkeit in der Literatur* (1954), V. D. Dudincevs *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein* (1956), der Hetzkampagne gegen Boris Pasternaks *Doktor Schivago* (1958/59), von Ilja Ehrenburgs Memoiren *Menschen, Jahre, Leben* (1960–1965), von Solschenizyns *Ein Tag des Iwan Denisowitsch* (1962), des Daniel-Sinjavskij-Prozesses (1966) sowie von E. V. Kardins *Legenden und Fakten* (1966) die Leserreaktionen aus Hunderten von Briefen nach. Kozlov: „My question is: How did the reading audience change in the process of contemplating and discussing the publications that became landmarks in the country’s history?“ (S. 11) Kozlov analysiert eine gesellschaftliche „Debatte“, die in Erzählungen und Erinnerungen öffentlich und in Tausenden von Briefen nicht öffentlich geführt wurde. Er ist erstaunt, wie offen sich die Menschen über den Terror äußerten, wie wenig Angst sie offenbar hatten, und dass die meisten mit vollem Namen und Anschrift unterschrieben. Zu seinem Ausgangspunkt macht er Orlando Figes sehr umstrittenes Buch *Die Flüsterer*, dem er – in einer seiner Hauptthesen – widerspricht: Die Zeit des Flüsterns war vorbei (S. 7, 286). Das ist allerdings nicht wirklich neu, und auch Kozlovs These, dass die Auseinandersetzung mit dem Terror durchaus das zentrale Thema dieser Zeit war, überrascht nicht wirklich. Kozlov hat mit *Novyj Mir* und dem Tauwetter ein Thema gewählt, zu dem sehr viel bereits auf deutsch publiziert ist, was er offenbar aber mangels Sprachkenntnis nicht rezipiert hat. Nur so lässt sich seine Behauptung erklären, Historiker hätten sich noch nie ernsthaft mit Pomerancevs *Über die Wahrhaftigkeit* auseinandergesetzt (S. 50). Seit dem von Willi Beitz herausgegebenen, 1994 erschienenen Standardwerk *Vom Tauwetter zur Perestrojka: Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren* sollte das niemand mehr behaupten.

Kozlov beginnt in der Stalin-Zeit: *Novyj Mir* profitierte einerseits von der schnöden Aufhebung der Papiermengenbegrenzung für Zeitschriften, andererseits von der politischen Schelte, die andere Zeitschriften wie *Zvezda* und *Leningrad* traf. Der legendäre Herausgeber

Aleksandr Tvardovskij musste 1954 wegen des Skandals um *Über die Wahrhaftigkeit* gehen; der Aufruhr um *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein* kostete seinen Nachfolger K. M. Simonov den Posten und brachte Tvardovskij zurück ins Amt. Kozlov erzählt die Geschichte von *Novyj Mir* chronologisch bis zum Rücktritt Tvardovskijs 1970 und zitiert dabei ausführlich aus den 12.000 Leserbriefen, die er gesichtet hat, sowie aus Tvardovskijs Tagebuch. Einerseits interessiert ihn der intellektuell-kulturelle Umbruch, andererseits der sprachliche Wandel. Während in den fünfziger Jahren die Menschen zig-Seiten lange Briefe über ihre eigene Lagererfahrung schrieben, seien sie immer noch bereit gewesen, sich an der nächsten Hetzjagd, hier gegen Pasternak, zu beteiligen. Zehn Jahre später hatte sich das geändert: Viele Menschen trauten sich, wenigstens in ihren Zuschriften, für Daniel und Sinjavskij einzutreten und die Einhaltung von Menschenrechten zu fordern. Allerdings ist auch diese Erkenntnis, dass der Daniel-Sinjavskij-Prozess ein Wendepunkt im gesellschaftlichen Umgang mit dem Terror war, lang bekannt. Interessant ist, was Kozlov über die Sprache sagt: es habe keine adäquaten Worte gegeben, um das Grauen zu fassen; das Tauwetter sei auch eine „Krise des gedruckten Wortes“ gewesen (S. 66). Die frühen Tauwetterjahre seien von einer Widersprüchlichkeit der Formulierungen, Werte und Ordnungen geprägt gewesen: die einen waren in Auflösung, die anderen noch im Entstehen. Die neue Sprache aber, so Kozlov, wurde von den Lesern geprägt. Anders als im Stalinismus, als Menschen die Formeln der Partei übernahmen, waren es jetzt die Zeitzeugen, die eine Sprache prägten, die den neuen Umgang mit der Vergangenheit repräsentierte und bis in die Gorbačev-Zeit hineinwirkte. Wichtig für die Entwicklung dieser Sprache war zum einen Pomerancevs Aufruf zur „Wahrhaftigkeit“, der sich gegen jedes falsche Pathos, gegen Schönfärberei, Verfälschung und Verklärung von Tatsachen wandte. Zum anderen war Tvardovskijs Politik entscheidend, der nur solche Erzählungen zur Veröffentlichung zuließ, die nicht stilisiert, künstlich oder professionell-literarisch wirkten. Er verlangte eine einfache, direkte, an den Tatsa-

chen orientierte Sprache, wie sie Amateure schrieben. Dies war ein Grund dafür, warum er die dann berühmt gewordenen Memoiren von Natalija Ginzburg zurückwies und sich vehement für Solschenizyns *Ein Tag des Iwan Denisowitsch* einsetzte – dessen Sprache war neu, anders, authentisch. „This work is so significant that it transcends, by far and decisively, the boundaries of literature. And its ‘unliterariness’ may be its principal literary value ...“, notierte Tvardovskij in sein Tagebuch (S. 167). Diese Suche nach einer neuen, angemessenen Sprache beschreibt Kozlov überzeugend, wenngleich er auch hier nicht der erste ist. Das Tauwetter brachte laut Kozlov nicht nur einen neuen Diskurs hervor, sondern mehr noch: „the Thaw

marked a different historical process – the unmaking of Soviet subjectivity.“ (S. 9) Für die Menschen sei es immer weniger wichtig gewesen, zu einem Kollektiv zu gehören, sich in die Gesamtgeschichte einzuschreiben oder aber an ihrer Selbst-Erziehung zu arbeiten. Doch was Kozlov beschreibt und was sich in den Briefen und Erzählungen findet, ist weniger eine Auflösung jeglichen Narrativs, als eine Modifizierung und Anpassung, eine Schaffung neuer Sagbarkeitsregime.

Kozlov hat eine Studie zum Tauwetter vorgelegt, die durch ihren Quellenreichtum besticht, aber an Thesen und Analyse wenig Neues bietet.

Susanne Schattenberg, Bremen

SVEN JÜNGERKES: Diplomaten der Wirtschaft. Die Geschichte des Ost-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft. Mit einem Geleitwort von Hans-Dietrich Genscher. Osnabrück: fibre, 2012. 384 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-938400-81-4.

Jubiläumsschriften sind tückisch, besonders dann, wenn sie vom Jubilar selbst in Auftrag gegeben wurden. Es besteht grundsätzlich die Wahl, entweder einen eher unkritischen Zugang zu wählen oder stärker in die Tiefe zu gehen. Im ersten Fall ist der Auftraggeber meist zufriedener, im zweiten sind es die Fachkollegen. Der Autor Sven Jüngerkes konnte für seine Darstellung der sechzigjährigen Geschichte des Ost-Ausschusses auf Aktenmaterial aus dem Umfeld dieser Institution, das anderen Historikern nicht ohne weiteres zugänglich ist, und auf Gespräche mit teilweise prominenten Zeitzeugen zurückgreifen. Weiterhin nutzte er Dokumente der Bundesregierung und einzelner Ministerien, um das Verhältnis von Wirtschaft und Politik im Osthandel besser zu beleuchten. Trotzdem kann das Ergebnis nicht wirklich überzeugen.

Jüngerkes ist nämlich kein ausgewiesener Osteuropahistoriker, auch wenn er in diesem Fach promoviert hat. Seine Darstellung beruht praktisch nur auf einer bundesdeutschen Perspektive, vor allem natürlich derjenigen des Ost-Ausschusses, angereichert mit einigen we-

nigen Titeln der englischsprachigen Literatur. Gibt es denn wirklich keine Arbeiten von osteuropäischen Historikern zum bundesdeutschen Osthandel? Der Verfasser ist auch kein Wirtschaftshistoriker, selbst wenn er nach eigenen Worten ein Stück bundesdeutscher Wirtschaftsgeschichte schreibt. So vermisst man schmerzlich tiefergehende ökonomische Analysen oder auch nur illustrierende Statistiken und Grafiken. Jüngerkes liefert einzig eine mitunter stark deskriptive Geschichte einer Institution. Er zeigt sie in ihrem Verhältnis zur Bundesregierung und bei ihren Aktivitäten, vor allem bei Verhandlungen, im Osten Europas. Hierbei verspielt er die Möglichkeit, die theoretische Zugänge zur Rolle von Institutionen wie beispielsweise die Neue Institutionenökonomik bieten.

Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist gerade einmal acht Seiten lang, obwohl das Thema und die Zeitspanne von immerhin sechzig Jahren mehr Recherche erfordert hätten. Sehr viel einschlägige Literatur zum historischen oder ökonomischen Kontext wurde ignoriert. Der allgemeine Rahmen wird deshalb stellenweise sehr oberflächlich, auf einem veralteten Forschungsstand und manchmal auch fehlerhaft – wie im Falle der postsozialistischen Transformation – dargestellt. Der Text ist nicht immer gut strukturiert und bisweilen sprunghaft. Er liefert sehr viel Beschreibendes, beson-

ders über Verhandlungen, und mitunter vermisst der Leser auch die nötigen Verweise auf Quellen oder Literatur. Der Stil verrät, dass Jüngerkes über längere Passagen einfach Dokumente nacherzählt. Man ärgert sich wiederholt, deutsch oder Europa zu lesen, wo bundesdeutsch oder Westeuropa gemeint sind. An anderen Stellen hat der Leser das Gefühl, eine offizielle Verlautbarung eines Wirtschaftsverbandes vor sich zu haben und keinen historischen Fachtext. Dies gilt besonders für den Zeitraum nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, der ausgesprochen blass und zahm ausfällt. Anscheinend sollte keiner lebenden Persönlichkeit aus Wirtschaft oder Politik auf die Füße getreten werden.

Das Thema selbst ist eigentlich spannend. Der 1952 von Unternehmern und Wirtschaftsverbänden in enger Zusammenarbeit mit der Bundesregierung gegründete Ost-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft sollte als eine temporäre Lösung wirtschaftliche Kontakte zu sozialistischen Ländern knüpfen, zu denen die Bundesrepublik wegen des Kalten Krieges bzw. der Folgen des Zweiten Weltkrieges keine diplomatischen Beziehungen unterhielt. So konnte der Ost-Ausschuss Handelsabkommen mit der Volksrepublik China und mit Rumänien abschließen. Wegen der Hallstein-Doktrin ergaben sich weitere Betätigungsfelder in Ostmitteleuropa. Mitunter vertrat der Ost-Ausschuss also nicht nur Wirtschaftsinteressen, sondern auch die Bundesregierung. Anfangs wurden zu meist Kompensationsgeschäfte angebahnt, später erfolgte der Handel auf Valuta-Basis und war abgesichert durch Exportbürgschaften. Der Ausschuss, der lange von Otto Wolff von Amerongen geleitet wurde, begleitete die Ostpolitik der sozialliberalen Koalition ebenso wie die der Ära Kohl. In den interessantesten Abschnitten seiner Darstellung geht der Autor auf das nicht immer unkomplizierte Verhältnis des Ost-Ausschusses zur Bundesregierung ein und erhellt, wie manche Verhandlungen mit sozialistischen Ländern geführt und Abkommen schließlich geschlossen wurden.

Der Osthandel unterlag während des Kalten Krieges zahlreichen Beschränkungen. Da die Bundesrepublik ihre volle Souveränität nur

schrittweise wiedergewinnen konnte und erheblich vom US-amerikanischen Wohlwollen abhängig war, unterlagen westdeutsche Wirtschaftskreise mitunter stärkeren Kontrollen und Begrenzungen als britische oder französische. Trotz dieser Einschränkungen wurde das Potential des Osthandels lange überschätzt und das tatsächliche Niveau lag erheblich unter den Erwartungen. Zwar liefert der Verfasser Daten für einzelne Jahre, doch der Leser vermisst eine kohärente Übersicht des bundesdeutschen Handelsvolumens mit dem östlichen Europa. Auf die Gewinne geht der Autor mit keinem Wort ein, dabei muss es zumindest am Anfang des Kalten Krieges eine erhebliche Risikoprämie gegeben haben. Heute ist die Bundesrepublik wichtigster Handelspartner und Investor für eine ganze Reihe von ehemals sozialistischen Staaten, wo mit Sicherheit auch gutes Geld verdient wird. Wie es dazu gekommen ist, erfährt man leider nicht aus dem vorliegenden Werk, denn die letzten 20 Jahre bleiben wie erwähnt ausgesprochen blass.

Schon im Titel bezieht sich Jüngerkes auf die diplomatische Rolle des Ost-Ausschusses, und mit Sicherheit hat er zu einer realistischeren und weniger ideologisch aufgeladenen Politik gegenüber den sozialistischen Ländern beigesteuert; trotzdem sollte kurz an die Funktion eines Wirtschaftsverbandes erinnert werden. Man unterhält kein zentrales Büro, so improvisiert es anfangs auch war, und später kostenträchtige Repräsentanzen im Ausland und organisiert aufwendige Verhandlungsreisen aus altruistischen Motiven. An erster Stelle sollten gewinnträchtige Geschäfte angebahnt werden, was legitim ist und worauf sich auch Hans-Dietrich Genscher in seinem Geleitwort bezieht (S. 7). Warum muss der Verfasser bei allen wirklichen Verdiensten des Ost-Ausschusses ihn als eine fast schon wohlthätige Einrichtung darstellen, wo er in der Realität an erster Stelle an profitträchtigen langfristigen Handelsbeziehungen interessiert war?

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass dieses Werk für einen Leser konzipiert ist, der an einem unkritischen Überblick der Geschichte des Ost-Ausschusses aus der Perspektive eben jener Institution interessiert ist. Wahr-

scheinlich ist der eigentliche Adressat im Umfeld dieses Ausschusses zu suchen. Weiterhin verschafft dieses Buch einige neue Einblicke in

die Funktionsweise des bundesdeutschen Osthandels während des Kalten Krieges.

Olaf Mertelsmann, Tartu

JAMES RYAN: *Lenin's Terror. The Ideological Origins of Early Soviet State Violence*. Abingdon: Routledge, 2012. XII, 260 S. = Routledge Contemporary Russia and Eastern Europe Series. ISBN: 978-0-415-67396-9.

In seinen Erinnerungen an Lenin lässt Maksim Gor'kij keinen Zweifel an seiner Bewunderung für dessen furchtlose Vernunft und abgeklärten Spott gegenüber denen, die der Revolution allein aus der Furcht den Rücken kehrten, die „geliebte Theorie“ könne an der nüchternen Realität des Politischen Schaden nehmen. Für solche Erwägungen hatte der aufstrebende Führer kein Verständnis und er versicherte dem Schriftsteller, dass ihm vor der Kollision mit der Realität nicht bange sei; sei die Theorie doch nicht etwa heilig oder unverbrüchlich, sondern „lediglich als ein Instrument“ im Kampfe zu verstehen. Mit derlei Einlassungen machte Lenin nicht nur unmissverständlich klar, was er von schöngeistigen Revolutionären hielt, sondern auch, dass sich für ihn nicht die Realität einer abstrakten Theorie zu fügen, sondern umgekehrt, die Theorie den Umständen anzudienen habe. Die Studie von James Ryan mischt sich in eben diesen alten Streit ein und sucht eine bereits vielfach als überholt abgetane Debatte über die Rolle der Ideologie im Zusammenhang mit der sowjetischen Staatsgewalt neu zu beleben.

Diese Rückbesinnung hat gerade in den letzten Jahren einige wichtige Publikationen – von Erik van Ree bis David Brandenberger – hervorgebracht und dabei vielfach eindrücklich zeigen können, dass die Fortführung dieser Debatte lohnend sein kann, gerade weil sich nüchternes Machtkalkül und ideologische Motivation nicht zwangsläufig ausschließen müssen. Vielmehr hat die neuere Forschung Abstand von einer einfachen Kausalverbindung genommen und die Ideologie als ein fortwährend wandlungsfähiges Sinngabungsverfahren im Strom der Ereignisse bestimmt. Auch Ryan

scheint sich dieser Richtung anzuschließen und sieht die Ideologie gerade nicht statisch und abseits des historischen Prozesses, sondern in unmittelbarem Austausch mit der Welt (S. 7, 186–187). Trotz dieser Position, die eine Wechselbeziehung von Ideologie und historischen Ereignissen nahelegt, möchte der Autor dennoch klären, ob die Staatsgewalt sich nun als Produkt der Ideologie oder vielmehr als Antwort auf die Umstände verstehen lasse und ob einem der beiden Phänomene hinsichtlich der Erklärung Priorität einzuräumen sei (S. 1–2). Genau hierin zeigt sich bereits am Beginn der Lektüre eine analytische Schwäche, die dem gesamten Text von vornherein eine ungünstige Schlagseite beschert.

Im Fortgang lesen sich die acht Kapitel des Buches denn auch weniger als konsequente Behandlung des anfangs aufgeworfenen Problems als vielmehr als fleißiger Kommentar zu Lenins politisch-schriftstellerischer Hinterlassenschaft, der auch das Ergebnis schnell erahnen lässt; standen doch für den Gestalter der Revolution Zeit seines politischen Engagements nicht die Partikularinteressen einzelner Menschen, sondern allein die vorgeblich utilitaristische Mission im Vordergrund. Ryan beschreibt nun in den ersten Kapiteln die Spielarten dieses Denkens, die ambivalente Prägung Lenins durch die terroristische Tradition, mit der sein älterer Bruder unmittelbar verbunden war, aber vor allem die Phase, die mit der Revolution 1905 anbrach und ihn veranlassten, seinen Kritikern entgegenzuhalten: „Wir würden uns selbst und die Menschen betrügen, sollten wir der Masse die Notwendigkeit eines extremen und blutigen Krieges der Vernichtung als unmittelbare Aufgabe kommender revolutionärer Taten verbergen.“ (S. 40). Schließlich wollte Lenin auf keinen Fall den Fehler der Pariser Kommune, des Referenzpunktes seines antizipierten Arbeiterstaates, wiederholen und dem „Widerstand der Ausbeuter“ nicht gewachsen sein (S. 87).

Auch die folgenden Kapitel sind Variationen

über das Thema der Gewalt und Gegengewalt, wobei Krieg und Bürgerkrieg von Lenin stets als Laboratorium revolutionärer Umgestaltung beschworen wurde und der apostrophierte Friede bekanntlich die Trümmer der alten Ordnung voraussetzte (etwa S. 141–142). Ryan versorgt den Leser denn auch mehr als ausreichend mit Zitaten aus Schriften, Reden, Zeitungsartikeln und Pamphleten, anhand derer er die Stationen eines Krieges gegen den Krieg (*voïna voïne*) (S. 52) dokumentiert, ohne sich dabei jedoch erkenntlich um die Ausgangsfrage seines Buches zu scheren und klare Argumente oder Thesen anzubieten. Stattdessen hören wir fortwährend Lenin zum Weltkrieg, zum Bürgerkrieg, zu seinen vermeintlichen oder tatsächlichen Feinden im Inneren, und am Ende ertönt stets der Akkord, man müsse unter den gegebenen Umständen all diesen Problemen mit entschlossener Gewalt begegnen (bes. S. 77–99). Dabei ist selbstredend die Einführung der Neuen Ökonomischen Politik, mit der Lenin die Verwüstungen der vergangenen Jahre zumindest teilweise in den Griff zu bekommen suchte, auch nicht etwa als Rückzug zu begreifen, sondern sie steht vielmehr beispielhaft für seine instrumentelle Herrschaftspraxis und den flexiblen Umgang mit der Staatsideologie. Ebenso zeigte die Niederschlagung des Aufstandes von Kronstadt, die Verfolgung vermeintlicher Intellektueller und Geistlicher und dann der Schauprozess gegen die Sozialrevolutionäre auch deutlich, dass das Paradigma von der Gewalt als Lösung für Lenin nichts an Überzeugungskraft eingebüßt hatte (S. 159–183).

Ein nachsichtiger Leser mag dies alles vielleicht als die angekündigte „Ideengeschichte“

(S. 3) durchgehen lassen, aber dann hätte Ryan wohl besser seinen Anspruch fahren lassen, diese gerade auf den Ereignisverlauf abzustimmen, um somit das Erklärungspotenzial von Ideologie und Praxis auszuloten. Was sagt etwa die nicht völlig überraschende Reaktion der neuen Machthaber nach dem Attentat auf Lenin über ihre spezifische Ideologie? Hier hätte durchaus auf das interessante, bei Marx angelegte, unter Lenin aufgegriffene und später unter Stalin zu voller Blüte kommende Konzept der Intensivierung des Klassenkampfes verwiesen werden können; stattdessen liest man unter anderem die unmittelbare Reaktion der *Pravda* (S. 113). Ideologie und Ereignisse lassen sich jedoch nicht einfach als kommunizierende Röhren verstehen, und so ist die Deutung eines historischen Verlaufes auch nicht unbedingt mit dem Zitieren zeitnaher Äußerungen zu einem bestimmten Ereignis erledigt. Nicht einmal am Ende wird schließlich eindeutig Stellung bezogen, und auch die Ausgangsfrage bleibt einfach liegen. Stattdessen werden zum Schluss nochmals die Ergebnisse anderer Forscher (durchaus lesenswert) angeführt, um dann einerseits dafür zu plädieren, dass Lenins Glaube an eine rosige Zukunft den Staatsterror „motiviert“ (S. 190) habe, andererseits aber eine Seite später zu bedenken zu geben, dass die Gewalt eine „Reaktion“ auf die Wirren dieser besonderen Zeit gewesen sei. Trotz all dieser erwähnten Mängel mag das Buch womöglich dennoch für diejenigen von Interesse sein, die es als kommentierte Bibliographie zu Lenins Denken über die Gewalt zu Rate ziehen wollen.

Fabian Thunemann, Berlin

JÜRGEN KILIAN: Wehrmacht und Besatzungsherrschaft im russischen Nordwesten 1941–1944. Praxis und Alltag im Militärverwaltungsgebiet der Heeresgruppe Nord. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2012. 656 S., Tab., Graph., Ktn. = Krieg in der Geschichte, 75. ISBN: 978-3-506-77613-6.

In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von fundierten Arbeiten zur deutschen Besatzung

sowjetischer Territorien und des Baltikums während des Zweiten Weltkriegs erschienen. Bei der zu besprechenden Studie handelt es sich einerseits um eine große Forschungsleistung und andererseits um einen Anachronismus. Ist denn eine umfangreiche Untersuchung beispielsweise zur amerikanischen Besatzungszone in Deutschland vorstellbar, deren Autor offenbar kaum Deutsch beherrscht und deshalb keine deutschsprachigen Quellen und nur

vier deutschsprachige Publikationen berücksichtigt? Genau das tut aber Jürgen Kilian bezüglich der deutschen Okkupation im russischen Nordwesten. Im Literaturverzeichnis konnte der Rezensent nur vier russischsprachige Titel und keine einzige russischsprachige Quelle entdecken, und wenn der Autor den Namen der Besatzungszeitung *Sa Rodinu* (sic!) mit „Für die Freiheit“ übersetzt (S. 354), dürfte er auch kaum des Russischen mächtig sein.

Der Verfasser marschiert praktisch mit der Wehrmacht in diese Besatzungszone ein, die sich östlich von Estland bis vor die Tore Lenins erstreckte. Für eine Beschreibung des russischen Nordwestens einschließlich der Vorgeschichte nutzt er nur ganze neun Seiten, und der deutsche Abzug wird ebenso wenig behandelt wie das Nachspiel der Okkupation für die einheimische Bevölkerung, nämlich Säuberungen und Filtrationsmaßnahmen durch die sowjetischen Sicherheitsorgane. Kilian schöpft aus einer Vielzahl von Archiven, um die deutsche Seite und besonders die Perspektive des Militärs darzustellen, doch er ignoriert sogar die Publikationen der Besatzungspresse. Der Partisanenkrieg wird – zwar sehr gründlich – nur aus deutschen Quellen dargestellt, obwohl auch die sowjetischen zugänglich sind. In der Administration war laut Kilian die landeseigene Verwaltung mit rund 20.000 Mitarbeitern etwa 40 mal so stark besetzt wie die deutsche Militärverwaltung, doch kein einziger russischer Bürgermeister wird auch nur namentlich erwähnt, geschweige denn die überlieferten Quellen ausgewertet. Insgesamt wissen wir schon relativ viel über die deutsche Okkupationspolitik im Osten, aber gerade eine Untersuchung einer einheimischen, russischen Institution wie eben der landeseigenen Verwaltung wäre etwas Neues. Weiterhin kennt Kilian sich nur wenig in der Literatur zum Stalinismus aus. Daher sind seine landeskundlichen Kenntnisse in einigen Fragen nicht viel besser als die der damaligen Besatzer.

Doch genug der Kritik, denn die Arbeit ist trotzdem sehr empfehlenswert. Der Text ist gut lesbar geschrieben und weist eine sehr dichte, mitunter nahezu pedantische Belegstruktur auf. Als störend erscheinen manchmal nur die zahlreichen militärischen Abkürzungen, die sich der

Leser nicht immer merken kann, sowie die Unsicherheiten bei Ortsnamen und der russischen Sprache (beispielsweise *selskij'sovet* anstelle von *sel'skij sovjet*). Kilian dringt tiefer und gründlicher als viele andere Historiker des Ostkriegs in die deutschen Quellen ein und liefert durchaus manche Überraschungen. So fiel die Zahl der Besatzungsoffer unter den 1,3 Millionen Einwohnern mit rund 15.000 Zivilisten und Partisanen (S. 28) niedriger aus als erwartet. Laut dem Verfasser ist ein deutscher „Hungerplan“ für diese Region nicht nachweisbar, allerdings eine erhebliche Senkung des privaten Verbrauchs (S. 312). Auch habe sich die Alterszusammensetzung der Bevölkerung trotz Mobilisierung, Evakuierung und Kriegsverlusten weniger stark verändert als bisher vermutet und ein demographischer Kollaps sei nicht eingetreten (S. 96), wenn die Region auch 700.000 Einwohner verloren habe. Die intensive Arbeit mit den deutschen Quellen führt bei Kilian auch dazu, dass er die Mentalitäten und Motivationen der deutschen Entscheidungsträger vor Ort besser darstellen und nachvollziehbar machen kann.

Kilians Studie ist logisch aufgebaut, nach einer knappen Einleitung geht er auf den Forschungsstand, die Quellenlage sowie – recht gründlich – die Vorbereitungen des *Unternehmens Barbarossa* ein. Sehr überzeugend untersucht er den juristischen Rahmen für eine militärische Besatzung und dessen von deutscher Seite pervertierte Praxis, um anschließend viel zu knapp bei der Ausgangslage in Nordwestrussland zu verweilen. Gründlich wird wieder der institutionelle Rahmen des Okkupationsapparats dargestellt, ohne die landeseigene Verwaltung jedoch genug zu würdigen. Die landeseigenen und die baltischen Polizeikräfte untersucht der Autor etwas ausführlicher; sie stellen ja im Hinterland der Front mitunter bis zur Hälfte aller Sicherungskräfte. Allerdings hätte der Leser gern mehr über den russischen Ordnungsdienst erfahren, während die Forschungslage zu den baltischen Schutzmannschaften inzwischen relativ gut ist. Den eigentlichen Kern der Arbeit bilden jedoch drei Großkapitel zum Leben unter deutscher Herrschaft, zur wirtschaftlichen Ausbeutung und zur Bekämpfung

von „Gegnern“ und Partisanen.

Der Alltag unter den Deutschen wird wie alle anderen Themen aus deutscher Sicht behandelt, wobei Kilian mit der Wahrnehmung des Landes und seiner Einwohner durch die Besatzer beginnt. Es gelingt ihm, viele Bereiche überzeugend darzustellen, von Wehrmachtsbordellen, Plünderungen und Geschlechtskrankheiten bis hin zu Mangelversorgung, lokalen Hungersnöten, der Religionspolitik und dem Bildungswesen. Die rechtliche Position der Einwohner wird ebenso untersucht wie die räumliche (teilweise erzwungene) Mobilität. Jedoch erscheint es etwas seltsam, die Umsiedlung der Ingermanländer und anderer ethnischer Minderheiten aus dem russischen Nordwesten, die sowohl in der finnischen als auch in der estnischen Historiographie ausführlich behandelt wurde, noch einmal neu und nur aus deutschen Dokumenten nachzuzählen (S. 267–268). Störend ist an diesem Kapitel das Fehlen der Sicht der betroffenen Bevölkerung, die sich aus deutschen Akten eben nur spärlich rekonstruieren lässt.

Die ökonomische Ausbeutung darzustellen, gelingt Kilian ebenfalls weitgehend überzeugend. Schließlich sollten sich die deutschen Truppen in der Region, also etwa 0,9 Millionen Soldaten und Hilfskräfte, teilweise aus dem Land ernähren und teilweise vom Baltikum aus versorgt werden. Weiterhin galt es, einheimische Arbeitskräfte für die deutschen Kriegsanstrengungen vor Ort oder im Reich auszunützen. Auf die Frage, ob die Abgabenlast unter deutscher Herrschaft höher als unter Stalin war oder in etwa auf dem gleichen Niveau blieb, geht Kilian hingegen nicht ein. Angesichts der Kriegszerstörungen und des Arbeitskräftemangels hätten wohl auch konstante Abgaben katastrophale Folgen gehabt. Mit Sicherheit hat die deutsche Politik zu einer erheblichen Erhöhung der natürlichen Sterblichkeit geführt. Die einzigen von Kilian angeführten Zahlen aus deutschen Quellen weisen aber in einem Fall auf eine Stagnation der Mortalität und im anderen Fall sogar auf deren Halbierung hin (S. 311). Diese Angaben sind allerdings nach dem, was wir über das wesentlich besser versorgte Baltikum wissen, komplett unrealistisch und unglaubwürdig. Die natürliche Sterblichkeit dürfte

tatsächlich eher um ein Drittel oder vielleicht sogar um die Hälfte gestiegen sein.

Ein Herzstück der Arbeit ist das Kapitel über die deutsche Vernichtungspolitik, der Juden, Roma, zahlreiche Kommunisten und auch Behinderte zum Opfer fielen, sowie die Darstellung des Partisanenkrieges, bei der leider die sowjetischen Quellen fehlen. Kenntnisreich schildert Kilian die verschiedenen Etappen der Morde, wobei in der Region nur eine relativ geringe Anzahl von Juden und von Angehörigen anderer Opfergruppen gelebt hatte. Ebenso überzeugend gelingt die Darstellung der Partisanenbekämpfung aus deutscher Sicht mit ihren verschiedenen Phasen und Taktiken einschließlich der Vergeltungsmaßnahmen, der Tötung unbeteiligter Zivilisten und der Zerstörung von Siedlungen. Eine Zusammenfassung rundet den Fließtext ab. Daran schließt sich ein Anhang mit Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnissen, verschiedenen Registern usw. an.

Was in der Darstellung komplett ausgeblendet wird, sind der deutsche Rückzug, die Befreiung durch die sowjetische Armee und die darauf folgenden Säuberungsmaßnahmen. Der Leser hätte sicherlich gern erfahren, was aus den Kollaborateuren sowie aus den einfachen Mitarbeitern der landeseigenen Verwaltung und des russischen Ordnungsdienstes wurde. Auch wüsste er gern, wie das normale Leben nach dem Ende der Besatzung weiterlief und welches ungefähre Ausmaß die Kriegszerstörungen am Ende hatten. Kilian bleibt Antworten schuldig. Vielleicht hätte er etwas weniger Zeit mit deutschen Quellen verbringen und stattdessen Russisch lernen sowie stärker auf sowjetische Quellen und die Sicht der Einheimischen eingehen sollen.

Zusammenfassend ausgedrückt, handelt es sich bei der vorliegenden Studie um eine einerseits sehr gelungene Arbeit, die andererseits unter dem erheblichen Mangel leidet, die Perspektive der besetzten Bevölkerung sowie die russischsprachige Überlieferung und Literatur nicht berücksichtigt zu haben. Trotzdem gelingt es Kilian, seine Forschungsergebnisse weitgehend überzeugend darzulegen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

HANNAH MAISCHEIN: *Ecce Polska. Studien zur Kontinuität des Messianismus in der polnischen Kunst des 20. Jahrhunderts.* Hildesheim: Olms, 2012. 136 S., 4 Taf. = Historische Europa-Studien. Geschichte in Erfahrung, Gegenwart u. Zukunft, 9. ISBN: 978-3-487-14853-3.

Das vorliegende Buch widmet sich der Kontinuität des Messianismus in der polnischen Kunst des 20. Jahrhunderts. Entstanden ist der polnische Messianismus – also die Vorstellung von der geschundenen, Jesus Christus gleichen Nation der Polen – im 19. Jahrhundert. Großen Anteil hatte daran die polnische Diaspora, die das Bild des polnischen Messianismus europaweit verbreitete. So gehört der Messianismus neben der seit dem Spätmittelalter in Polen weit verbreiteten Antemurale-Selbstzuschreibung zu den berühmtesten identitätserhaltenden Orientierungsankern der polnischen Nation. Insbesondere im 20. Jahrhundert, während der zwei Weltkriege wie auch in der Zeit der von der Sowjetunion abhängigen Volksrepublik Polen, erlebte der Messianismus als „ein für Polen spezifisches Deutungsmuster historischer Erfahrungen“ (S. 8) eine regelrechte Renaissance und trug entscheidend zu der landesweiten Diffusion und zur Verfestigung der Vorstellung von Polen als dem Messias bzw. Märtyrer der Völker bei.

Die Verfasserin versucht in ihrer Untersuchung der Frage nach den „Aktualisierungsformen des Messianismus, mit denen die politische Gegenwart jeweils gedeutet wird“ (S. 8), in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts nachzugehen. Maischein konzentriert sich auf „vier Kunstwerke, die jeweils in Auseinandersetzung mit einer geschichtlichen Phase des 20. Jahrhunderts in Polen entstanden sind“ (S. 10). Die Wahl fiel auf Werke der Künstler Jacek Malczewski, Stanislaw Ignacy Witkiewicz (Witkacy), Andrzej Wróblewski und Jerzy Beres.

Gegliedert ist der Band in vier Teile. Im ersten Kapitel nimmt Maischein „eine formale Analyse und kulturgeschichtliche Kontextualisierung des visuellen Materials vor, die strukturelle Analogien zwischen den visuellen Repräsentationen“ (S. 10) hervorheben soll. Auf diese Weise soll „die Kommunikation, die über die visuellen Medien zwischen dem Künstler und dem Be-

trachter über große Zeiträume hinweg stattfand und -findet, erfasst, und die Perpetuierung des Messianismus als kommunikative Leistung erkennbar“ (S. 10) werden. Das zweite Kapitel widmet sich dem „Messianismus in seiner historischen Tradition und seiner kommunikativen Dynamik“ (S. 10) als Grundlage für eine ikonologische Interpretation der „inhaltliche(n) und strukturelle(n) Konstanz der visuellen Verarbeitung des historischen Leidens“ (S. 10), die im dritten Kapitel erfolgt. Der abschließende vierte Teil versucht schließlich, „die Frage nach einem polnischen Nationenbild und dem zugrunde liegenden Bildbegriff“ zu beantworten.

Die vorliegende Untersuchung stellt einen weitgehend gelungenen Überblick zum polnischen Messianismus im 20. Jahrhundert dar. Ferner lässt sich das – zugegeben recht knapp gehaltene – Büchlein in den Bereich der Erforschung von Erinnerungskulturen einordnen. Gerade zu Ostmitteleuropa hat es aus dem Bereich der *lieu de mémoire*-Forschung in letzter Zeit viele neue Publikationen gegeben (so z.B. der 2013 bei De Gruyter erschienene Band *Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa*).

Was der kurzen, aus einer Diplomarbeit hervorgegangenen Studie fehlt, ist indessen eine vergleichende Perspektive, die Parallelen im polnischen Messianismus zu ähnlichen, gerade in Ostmitteleuropa oft anzutreffenden Topoi wie etwa der ungarischen *querela Hungariae*, dem Bild des gemarterten und ausgebeuteten Ungarns also, aufzeigen und miteinander kontrastieren würde. Bemängelt werden muss auch die sehr dürftige Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur zum polnischen Messianismus. Grundlegende Werke wie die von Jan Garewicz, Joanna Goszczyńska, Wit Jaworski, Jan Krasicki, Marek Pałckiński, Ewa Pluskiewicz, Maria Prussak, Jadwiga Salomon oder Eligiusz Szymanis sucht man in der vorliegenden Arbeit vergebens. Gerade von einer Studie, die sich dem Fortwirken des polnischen Messianismus in der polnischen Kunst des 20. Jahrhunderts widmet, sollte man eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Problematik und den verschiedenen Forschungsansätzen zum gewählten Thema erwarten können.

Paul Srodecki, Gießen

Baltic Eugenics. Bio-Politics, Race and Nation in Interwar Estonia, Latvia and Lithuania 1918–1940. Ed. by Björn M. Felder / Paul J. Weindling. Amsterdam, New York: Rodopi, 2013. V, 333 S., Abb. = On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 35. ISBN: 978-90-420-3722-9.

Dieser Sammelband, der aus einer Konferenz in Riga im Jahr 2009 hervorgegangen ist, schließt eine Lücke, indem er die weitgehend unbekanntere Geschichte der Eugenik in den baltischen Staaten der Zwischenkriegszeit untersucht. Dabei haben die Herausgeber viel Mühe darauf verwendet, die Entwicklungen im Baltikum in den größeren historischen Kontext einzuordnen. Ein Drittel der Beiträge befasst sich deshalb mit den Nachbarländern. Auf der einen Seite ist der Band für seine durchdachte Konzeption zu loben, auf der anderen Seite bestehen jedoch auch erhebliche Schwächen.

Die Herausgeber haben die Texte nur sehr nachlässig überarbeitet. Das Englisch klingt an vielen Stellen nicht idiomatisch, und es gibt zahlreiche sprachliche und stilistische Fehler. Orts- und Personennamen sind mitunter falsch geschrieben oder treten in unterschiedlichen Schreibformen auf. Für das Russische wurden vier verschiedene Transliterationssysteme verwendet – zum Teil sogar in Mischformen und das alles auf einer einzigen Druckseite (beispielsweise S. 8), was die Identifizierung von Personen nicht gerade erleichtert. Ein einheitlicher Standard wie derjenige der Library of Congress hätte für mehr Klarheit gesorgt. Die Diakritika der baltischen Sprachen sind im Einzelfall fehlerhaft. Buchtitel oder die Namen der genutzten Archive wurden nicht immer korrekt wiedergegeben oder fehlerhaft übersetzt. In den Endnoten finden sich zahlreiche Tippfehler. Dazu treten peinliche faktische Missgriffe auf, das Zarenreich lässt man beispielsweise bis 1918 bestehen (S. 7). Eine gründlichere Bearbeitung wäre sicherlich notwendig gewesen, um die Lesbarkeit des Bandes zu erhöhen und unnötige Fehler zu vermeiden.

Die beiden Herausgeber stellen je ein einleitendes Kapitel an den Anfang, darauf folgen

sechs Kapitel zur Situation jeweils eines baltischen Staates, und vier Kapitel widmen sich der Lage in den Nachbarländern. Der chronologische Rahmen wird dankenswerterweise bei Bedarf gesprengt, einzelne Autoren beziehen sich auch auf das späte 19. Jahrhundert, den Zweiten Weltkrieg oder auch auf die Nachkriegszeit. Grundsätzlich erscheint diese Konzeption gelungen, doch die Vergleichsbeispiele haben mitunter wenig Bezug zum Baltikum. Störend wirkt, dass die Herausgeber beide von „racial states“ bezüglich der baltischen Staaten schreiben. Dies erscheint dem Rezensenten als etwas übertrieben, ist die erste Assoziation bei „racial state“ doch das Dritte Reich, wie im Falle eines bekannten Buches von Michael Burleigh.

In seiner Einleitung versucht sich BJÖRN FELDER daran, einen historischen Überblick über die Entwicklung der Eugenik in den baltischen Staaten zu geben. Er beginnt mit den Einflüssen des Zarenreichs und schreitet fort mit der formellen Etablierung eugenischer Programme unter den autoritären Regimen bis zu ihrem Ende infolge der sowjetischen Annexion von 1940. Einerseits handelt es sich hier um eine gelungene Einführung, andererseits wurde dieser Beitrag am nachlässigsten redigiert, was zu zahlreichen missglückten Formulierungen und Fehlern geführt hat. PAUL WEINDLING liefert anschließend den medizinisch-historischen Hintergrund von ersten rassenbiologischen Untersuchungen im 19. Jahrhundert in der Region bis zu den „racial states“ der dreißiger Jahre. Hierbei fällt auf, dass der Autor kein Experte für das Baltikum ist.

Die fundierten Ausführungen KEN KALLINGS über die praktische Anwendung der Eugenik in Estland stehen in einem gewissen Widerspruch zu den beiden einleitenden Kapiteln. Kalling betont nämlich, dass die Ideologie der Eugenik in Estland viel weiter verbreitet war als ihre tatsächliche Umsetzung und dass Rasse keine zentrale Kategorie für die estnischen Experten war. Sie mussten vielmehr versuchen zu belegen, dass die finno-ugrischen Esten überhaupt Europäer waren, und konnten nicht vom Standpunkt einer ‚überlegenen‘ Rasse argumentieren. Das 1937 eingeführte Sterilisationsgesetz erwies sich als weniger radikal als

ein Entwurf von Eugenikern aus dem Jahre 1924. Im folgenden Beitrag beleuchten KALING und LEA HEAPOST die Frage der rassischen Identität und der biologischen Anthropologie über den langen Zeitraum von 1800 bis 1945 in Estland. Der führende estnische Experte Juhan Aul konnte unter deutscher Besatzung während des Zweiten Weltkriegs schließlich sogar die Leitung eines neugegründeten Universitätsinstituts für Anthropologie und Rasseforschung übernehmen, wurde unter den Sowjets Professor für Zoologie und vermochte später, seine Forschungen zur biologischen Anthropologie der Esten fortzusetzen.

BJÖRN FELDER beschreibt in einem aufschlussreichen Aufsatz die Entwicklung der Eugenik und der biologischen Anthropologie in Lettland mit ihrer zentralen Figur Jēkabs Pīmanis. Offensichtlich war der lettische Weg unter dem autoritären Ulmanis-Regime radikaler als in Estland. Mit 63 dokumentierten Sterilisationen und 648 eugenisch indizierten Aborten in nur zwei Jahren (S. 127) war das Programm der negativen Eugenik anscheinend umfangreicher. Möglicherweise trifft daher die Bezeichnung „racial state“ am ehesten auf das lettische Beispiel zu. Die Nation wurde wie andernorts biologisiert und es galt, an ihrer ‚rassischen‘ Verbesserung zu arbeiten. VLADIMIRS KUZNECOVS geht in seinem kenntnisreichen Artikel auf die Haltung führender lettischer Psychiater zu dem deutschen Sterilisationsgesetz von 1933 ein und unterstreicht die Unterschiede zum lettischen Sterilisationsgesetz von 1937. Für ihn ist das lettische Modell deutlich liberaler und getragen von der Angst einer kleinen Nation vor dem Verschwinden. INETA LIPŠA schließt den lettischen Teil des Bandes mit einem Beitrag über Verhütung und Aborte in der Zwischenkriegszeit ab. Hierbei untersucht sie auch die Verfügbarkeit von Literatur der Sexualaufklärung. Das demokratische Lettland legalisierte nach langer Debatte den Abort, während das autoritäre Regime ihn letztlich wieder erschwerte.

Etwas stiefmütterlich wird Litauen in diesem Band nur ein Aufsatz gewidmet. Dabei war die Situation in den lutherisch geprägten Staaten Estland und Lettland, welche auf eine gemein-

same Geschichte als baltische Gouvernements des Zarenreichs zurückblicken konnten, sehr ähnlich. Im überwiegend katholischen Litauen befand sich die Eugenik jedoch in einer komplett anderen Situation. Am beachtenswerten Beispiel des Psychiaters Juozas Blažys untersuchen BJÖRN FELDER und ARŪNAS GERMANAVIČIUS die Entwicklung dort. Blažys forderte seit 1926 die Einführung von Sterilisationen, doch da sich das autoritäre Regime von Antanas Smetona stark auf die katholische Kirche stützte, fand das keine Zustimmung. 1935 wurde aber die eugenisch indizierte Abtreibung per Gesetz erlaubt.

Den Beiträgen zu den baltischen Staaten ist gemein, dass sie zentrale Figuren der eugenischen Bewegung ihrer Bedeutung entsprechend herausstellen, gleichzeitig die örtlichen Diskussionen in den internationalen Diskurs einbetten und die bedeutenden Einflüsse aus dem Ausland hervorheben. Eugenik und Rassenhygiene standen eben in einem Zusammenhang mit „Fortschritt“, so sehr wir heute bei dem Gedanken erschauern mögen. Schließlich befanden sich alle drei Staaten in einem Prozess der nachholenden Modernisierung. Dass es bei den Aufsätzen mitunter zu Wiederholungen und Überschneidungen kommt, erscheint als verzeihbar.

Vier Beiträge zum internationalen Kontext runden diesen Band ab. MACIEJ GÓRNY zeigt die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Erforschung des „Nationalcharakters“ in Ostmitteleuropa auf, die heute eher unter Begriffe wie historische Stereotypenforschung oder Imagologie fallen würde. VSEVOLOD BASHKUEV untersucht ein spannendes Beispiel für die sowjetische Eugenik, den Kampf gegen die Syphilis unter den Burjaten in den zwanziger Jahren. MAIJA RUNCIS, eine führende Expertin, liefert knapp und pointiert einen Überblick über Sterilisationen im schwedischen Wohlfahrtsstaat, die anfänglich eher biologisch und später zunehmend sozial begründet wurden. Die Autorin betont berechtigterweise den Gender-Aspekt dieser Praktiken, deren Opfer in erster Linie ‚einfache‘ Frauen wurden. VOLKER ROELCKE untersucht vier Akteure der Psychiatrischen Genetik aus Deutschland,

Großbritannien, Schweden und den Vereinigten Staaten über den Zeitraum von 1910 bis 1960 sowie ihre Beziehungen zur Eugenik. Es bestand ein permanenter Austausch von Ideen und die jeweiligen Agenden waren sowohl wissenschaftlicher als auch politischer Natur. So überzeugend diese vier Aufsätze auch inhaltlich sind, so fehlt doch die Verknüpfung mit der Entwicklung der baltischen Eugenik, obwohl zumindest Bashkuev und Runcis über eine gewisse Expertise in baltischer Geschichte verfügen.

Das große Verdienst des Bandes besteht darin, die weithin unbekannte Geschichte der Eugenik in den baltischen Staaten der Zwischenkriegszeit zu beleuchten. Unbeachtete Diskussionen, die ein sprachkundiger Leser ohnehin nicht verfolgen könnte, werden hier einem breiteren Publikum vorgestellt. Ob wir an-

gesichts des Ausmaßes von Sterilisationen, eugenisch indizierten Aborten und Versuchen der Rasseforschung von „racial states“ sprechen können, sei dahingestellt. Leider werden andere zeitgleiche Maßnahmen der „Sozialhygiene“ wie die Einrichtung von Arbeitserziehungslagern für „Arbeitsscheue“ im autoritären Estland nicht erwähnt. Wenn so viel von Rasse, Nation und Bio-Politik die Rede ist, hätten die Minderheiten in den baltischen Staaten und ihre Position stärker behandelt werden können. Der Band leidet unter einer nachlässigen Redaktion und der Tatsache, dass in einigen Beiträgen kein Bezug zum Hauptthema erkennbar ist. Der Eindruck bleibt also gemischt, dennoch ist dieses Werk für den interessierten Leser zu empfehlen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

The Crisis of Socialist Modernity. The Soviet Union and Yugoslavia in the 1970s. Edited by Marie-Janine Calic / Dietmar Neutatz / Julia Obertreis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011. 230 S. = Schriftenreihe der FRIAS School of History, 3. ISBN: 978-3-525-31042-7.

Under the rather broad title *The Crisis of Socialist Modernity*, this collective book presents a very thorough, accurate and comparative analysis revealed in its subtitle *The Soviet Union and Yugoslavia in the 1970s*. In my opinion, a significant feature of this book is its focused analysis of an historical phase of real socialism that is rather too often overlooked by experts, perhaps because less spectacular than others such as the revolutionary period in Stalinist Soviet Union or the partisan warfare and the first dramatic years of the Titoist regime in postwar Yugoslavia. The period chosen by the authors may be characterized by what social psychologists would describe as a situation of *lower collective temperature*.

Moreover, thanks to this perspective, the book is highly original, thus also interesting, precisely because the authors have purposely avoided a perspective based upon *grand events*,

i. e. those regarded as epoch-making. In fact, by centering their analysis on the 1970s, the authors explore a period of socioeconomic and cultural stagnation that can rightly be viewed as a critical point for socialist modernity, as aptly recalled in the book's title. Yet, contrary to likely expectations in such cases, this crisis is anything but spectacular.

In point of fact, as all the authors of this book clearly reveal, the crisis of socialist modernity in the 1970s does not appear to be characterized by critical socioeconomic failings or political instability. The overall living conditions in both the Soviet Union and Yugoslavia showed an improvement that the population perceived as a change for the better compared to former times. In the Soviet Union, for example, everyday life was thus less characterized by the widespread shortage of essential commodities and housing that had marked the previous epochs. Moreover, the Soviet model's influence spread to Southeast Asia after the US military defeat in Indochina and to Africa after the liquidation of the Portuguese colonial empire. Thus, the Western world seemed to be on the defensive.

Yet, as this book's authors underscore, appearances can be deceptive because the peo-

ple's identification with the socialist society's project, despite a lack of awareness of an ideological or cultural crisis, became increasingly less significant in everyday life both in the Soviet Union and in Yugoslavia.

Accordingly, the crisis of socialist modernity runs underground, hence is barely perceivable via a superficial perspective. As the authors put forth, the 1970s may be defined as a period on the brink of a major change; therefore, the crisis did not appear to be a crisis at first.

Thanks to monograph contributions, this volume seeks and for the most part manages to convincingly shed light on some fundamental aspects of this economic, social and cultural change that would have a major influence on the following two decades especially.

Following the introduction by the volume's three editors, the first two contributions by STEPHAN MERL and MARIE-JANINE CALIC show why the 1970s may be regarded as the dawn of the crisis, i. e. as the beginning of the end of socialist modernity in the Soviet Union and Yugoslavia.

In his contribution *The Soviet Economy in the 1970s – Reflections on the Relationship Between Socialist Modernity, Crisis and the Administrative Command Economy* (pp. 28–65), STEPHAN MERL shows how the 1970s in Brezhnev's Soviet Union were a decade of disenchantment. Khrushchev's dream of reaching the United States' level of socioeconomic development and attaining the long-sought stage of communism was fading away. From 1971 on, Brezhnev's establishment no longer sought to optimistically reach a new goal but rather, given planned economy's limitations, strove to ensure the survival of the system and the country. Eventually, this survival strategy, by now without an accompanying modernizing strategy, could only lead to the system's collapse.

In her chapter *The beginning of the End – The 1970s as a Historical Turning Point in Yugoslavia*, MARIE-JANINE CALIC shows how the socialist market economy strategy, probably due to its hybrid nature, triggered the emergence of new conflicts between winners and losers precisely when the economy stopped growing. The most relevant consequence was the deepening of in-

terregional disparities, thus also inter-ethnic ones. This in turn drastically curtailed the willingness to compromise (including financial compensation between rich and poor regions) on which Yugoslavia's specific socialist consociationalism was based.

While the two above-mentioned articles tackle issues that are rather macro-sociological and specifically socioeconomic, the subsequent ones, via a monographic approach, analyze realities that are less general, though not less important from a social point of view.

In the chapter *The "Closed" Soviet Society and the West – The Consumption of the Western Cultural Products, Youth and Identity in Soviet Ukraine During the 1970s*, SERGEI ZHUK observes the new generations of Soviet Ukraine in the 1970s and their relationship with the various Western youth subcultures, a cultural entanglement which was often repressed by political authorities and viewed suspiciously by the KGB, yet also tolerated at times. In fact, from the 1970s on even the Soviet Union experienced phenomena such as "Beatlemania", "heavy metal hysteria" or "disco madness" that the regime could not or did not want to simply repress. This gave rise to a fundamental inconsistency, visible also in the fact that the Komsomol organized discotheques as a propaganda tool.

As PREDRAG MARKOVIĆ highlights in the chapter *Where Have All the Flowers Gone? Yugoslav Culture in the 1970s Between Liberalization/Westernization and Dogmatization*, this ambivalence was even more marked in Yugoslavia where the influence of Western cultural fads was stronger since Yugoslavians could travel freely or even emigrate to the West and come into direct contact with Western tourists on vacation in renowned sites along the coast of Dalmatia. In this context of relative economic prosperity, cultural life tended to increasingly conform to Western standards, whereas substantive ideological debates were avoided to prevent internal conflicts. As Marković notes, the 1970s were a "decade of silence" that, contrary to appearances, cannot be neglected.

The article *The Economy Trigger – The Status of 'Nationality' in a 'Self-Managed' Economy During the 1960s and 1970s in Socialist Yugoslavia* by

ALEKSANDAR JAKIR examines the consequences of economic reforms based on the principle of self-management economy that were implemented from the mid-1960s onward. Though at first these reforms seemed highly innovative and were considered exemplary even by some intellectual circles in the non-socialist Western world, they eventually intensified the reciprocal rivalry and distrust among the various republics of the Yugoslav Federation especially during the 1970s. These reforms ultimately strengthened already existing inter-ethnic divides and tensions that would so dramatically characterize the Yugoslav crisis in the 1990s.

The chapter by JÖRN HAPPEL *In the Streets of Kazan – Nationality Problems in the Soviet Union During the 1970s*, likewise highlights the thorny issue of nationalities during the 1970s. This specific case features a marked ambivalence with reference to the recognition of nationalities. Along with a relative cultural autonomy in the individual republics, there was also a policy of “Russification” especially in terms of language policy. However, the center’s policy aimed at promoting “unity” and “fellowship” amongst peoples was in sharp contrast with local ethnic requests.

The book’s final chapter by RAGNA BODEN, *Soviet World Politics in 1970s – A Three Level*

Game, focuses on the Soviet Union’s foreign policy. Under this aspect, the author rightly contends that the 1970s cannot be regarded as a period of stagnation. In fact, this decade was extremely turbulent and packed with events. There were the habitual tensions with Yugoslavia and especially with China. Yet, as already mentioned at the beginning of this review, the Soviet Union’s influence spread to the “Third World” in particular. At the time, a superficial outlook might have led to believe that the Soviet Union was about to achieve its final triumph and that stagnation was affecting the so-called “First World” instead.

Aside from each chapter’s unquestionable brilliance, this volume, though not covering all aspects of the so-called Soviet stagnation in the 1970s, tackles the most important questions and issues of those times. Consequently, it is an essential book also because it sheds light on a little-known, yet extremely important period to gauge the present. Centered on an epoch that at first may seem unexceptional and almost dull, this volume proves to be very useful, instead, also for non-historians and for those, as the author of this review, who hail from “presentist” social sciences, in particular from sociology, anthropology and political science.

Christian Giordano, Fribourg

Inszenierte Gegenmacht von rechts. Die „Legion Erzengel Michael“ in Rumänien 1918–1938. Hrsg. von Armin Heinen / Oliver Jens Schmitt. München: Oldenbourg, 2013. 400 S., Abb., Graph., Tab., Ktn. = Südosteuropäische Arbeiten, 150. ISBN: 978-3-486-72291-8.

Die Legionärsbewegung (die Legion „Erzengel Michael“) ist im Lauf der Jahre sowohl bei rumänischen als auch bei ausländischen Forschern zu einem mit Vorliebe behandelten Thema geworden. Während der Zeit des kommunistischen Regimes in Rumänien wurde die Legionärsbewegung unter einem engen nationalistischen und ideologischen Blickwinkel behandelt und ihre Erforschung war dem Regime gegenüber Historikern vorbehalten. Forscher

westlichen Staaten gingen das Thema in weniger voreingenommener Art und Weise an, so dass Arbeiten wie jene von Armin Heinen, Francesco Veiga, Eugen Weber u.a. ihre Aktualität bis heute bewahrt haben. In der rumänischen Geschichtsschreibung gab es erst nach 1989 eine Wende zum Positiven. Die Forschungen zu diesem Thema erlebten auch infolge der Öffnung neuer Dokumentenbeständen, insbesondere der geheimen Dokumentarfonds aus den Archiven der Securitate, einen Aufschwung. Trotz der deutlichen Fortschritte in der Erforschung der Legionärsbewegung blieben die veröffentlichten Arbeiten oder Beiträge in weiten Teilen der in der Vergangenheit verwendeten Methode verhaftet und die Problematik wurde auch weiterhin stark unter ideolo-

gischem Blickwinkel behandelt.

Der vorliegenden Band ist das Ergebnis einer Wiener Konferenz aus dem Jahr 2011, an der sowohl ausgewiesene Forscher zu diesem Bereich (Armin Heinen, Constantin Iordachi, Rebecca Haynes, Florin Müller) als auch jüngere Historiker, die nur mit wenigen Veröffentlichungen auf sich aufmerksam gemacht hatten, teilnahmen. Vorgeschlagen werden in den veröffentlichten Beiträgen wesentlich mannigfaltigere Fragestellungen, die sich von den klassischen Herangehensweisen an die Geschichte der Legionärsbewegung entfernen. Die in dem Band vereinten Beiträge lassen zwei wichtige Paradigmenwechsel erkennen, einerseits eine Verschiebung des Interesses von der ideologischen zu einer sozialen Geschichte der Legionärsbewegung, und andererseits die Ausweitung des Untersuchungsgegenstandes vom Zentrum zur Peripherie unter Einschluss der gemischtkulturellen Landesteile. Dieser Wechsel der Optik erlaubt auch eine neue Herangehensweise an die Geschichte Rumäniens in der Zwischenkriegszeit, indem von der Analyse des öffentlichen Diskurses zur Untersuchung der Politik als sozialer Praxis übergegangen wird, bzw. die Forschungen nicht mehr die führenden Politiker zum Ausgangspunkt nimmt und Politik nicht mehr nur als Ergebnis der Interaktion zwischen politischen Gruppierungen, Regierungen und der Verwaltung gesehen wird. Was die Thematik der Beiträge des vorliegenden Bandes angeht, so umspannen sie die gesamte Geschichte der Legionärsbewegung unter der Führung ihres Gründers Corneliu Zelea Codreanu von den Anfängen bis zur Zerschlagung im Rahmen der Maßnahmen des Regimes König Carols II. in den Jahren 1938–1939. Die Entwicklung der Legionärsbewegung unter Führung von Horia Sima wird nicht behandelt da diese Periode – nach Meinung der Herausgeber – in der Historiographie besser bekannt ist. Wir teilen diese Meinung nicht und sind der Ansicht, dass eher das Gegenteil der Fall ist. Selbst wenn den hier veröffentlichten Studien die Absicht zugrunde liegt, die Legionärsbewegung aus der Perspektive einer politischen und sozialen Bewegung und nicht des Regimes zu betrachten, wäre unserer Ansicht nach dennoch

ein Eingehen auf einige weitere Aspekte, etwa das „Exil“ der Legionärsbewegung in Deutschland (1941–1945), mehr als willkommen gewesen.

Trotz dieses Mangels sind die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge ohne jeden Zweifel von hohem wissenschaftlichen Wert. Sie bieten entweder Neuinterpretationen bekannter Fakten und Ereignisse oder neue Erkenntnisse auf der Grundlage erst kürzlich zugänglich gewordener Archivalien. Ein gemeinsamer Bezugspunkt, der bei der Lektüre der Beiträge deutlich wird, ist die Art und Weise, wie sich die Legionärsbewegung in der Zwischenkriegszeit als „inszenierte“ rechtsextreme Alternative zu den bestehenden politischen Parteien in Rumänien definierte, bzw. wie sich die Legion – in gleicher Weise wie der Nationalsozialismus in Deutschland oder der Faschismus in Italien – in der Phase der „Bewegung“ bemühte, die Institutionen des Staates zu imitieren, um der öffentlichen Meinung zu beweisen, dass sie ein lebensfähiges Gegengewicht darstellt. Die Beiträge von CONSTANTIN IORDACHI und MIHAI CHIOVEANU unterstreichen ideologische Aspekte der Legionärsbewegung. Während Constantin Iordachi unter Anwendung des von Max Weber definierten Charisma-Begriffs die nationalistisch-charismatische Dimension der Legionärsbewegung hervorhebt, die auf der Antithese von gut und böse und einer „messianischen“ Mission fußte, unterstreicht Mihai Chioveanu in seinem Beitrag den grundlegenden Unterschied zwischen der Religion als solcher und den mittels des „Legionärs Glaubens“ verfolgten politischen Zielen. Dieser Unterschied erklärt dem Autor zufolge, weshalb die hochrangigen Mitglieder der Orthodoxen Kirche den Aufstieg der Legionärsbewegung mit Zurückhaltung betrachteten. Der von OLIVER JENS SCHMIDT gezeichnete Beitrag untersucht die sozialen und revolutionären Merkmale des Arbeiterkorps der Legion, die – so der Autor – den Mitgliedern der Legionärsbewegung nach dem Krieg die Annäherung an die Kommunistische Partei erleichterten. Die Beiträge von REBECCA HAYNES, RADU HARALD DINU und ANDRA OCTAVIA DRĂGHICIU behandeln kulturelle und soziale

Aspekte der Legionärsbewegung wie die Vision eines „neuen legionären Menschen“, die von der Legion in Rumänien verübten politischen und die in Bessarabien und der Moldau verübten antisemitischen Gewalttaten sowie die Bedeutung der legionären Lieder als Instrument der Mobilisierung. Die Haltung der Legionärsbewegung in den Wahlkampagnen wird in den Beiträgen von ARMIN HEINEN und TRAIAN SANDU untersucht; beide Autoren heben hervor, dass die Legion als soziale Bewegung nicht imstande war, ihren Einfluss über den Kreis ihrer Anhänger hinaus geltend zu machen, und dass die 1937 errungenen spektakulären Wahlergebnisse eher den günstigen politischen Umständen geschuldet waren. Die letzten beiden Beiträge der Historiker ROLAND CLARK und WOLFRAM NIESS behandeln die Vision der Legionärsbewegung innerhalb der rumänischen Gesellschaft und als legionäre Militanz bzw. die

politische und soziale Bedeutung des von der Legion 1930 in Bessarabien durchgeführten Propagandafeldzuges. Den Band vervollständigen eine Fach-Bibliographie, Landkarten, Fotos sowie eine Liste der Autoren.

Inszenierte Gegenmacht von rechts stellt einen herausragenden Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Legionärsbewegung dar, indem er neue methodische Ansätze bietet und zum Nachdenken veranlasst. Die veröffentlichten Tagungsbeiträge liefern außerdem Ausgangspunkte für neue Forschungen. Deshalb sehen wir das Buch als einen mehr als gelungenen Versuch an, die Untersuchung eines immer noch interessanten und komplexen Forschungsthemas wiederzubeleben. Es stellt seinerseits für die Erforscher der Problematik ein unverzichtbares Arbeitsmittel dar.

Ottmar Trașcă, Cluj-Napoca

RIKAKO SHINDO: Ostpreußen, Litauen und die Sowjetunion in der Zeit der Weimarer Republik. Wirtschaft und Politik im deutschen Osten. Berlin: Duncker & Humblot, 2013. 888 S., 13 Abb., 3 Ktn., 1 Tab., 1 Graph. = Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 45. ISBN: 978-3-428-13823-4.

Es gibt drei Wege, diese umfangreiche und dennoch gekürzte Dissertation aus der Feder von Rikako Shindo zu lesen. Der schwierigste ist, dies von Anfang bis Ende zu tun. Am sinnvollsten erscheint die Lektüre von Einleitung, Schluss sowie jenen Unterkapiteln, für die sich der Leser interessiert. Auch kann dieses Werk einfach zum Nachschlagen beispielsweise über einzelne Handelsabkommen genutzt werden. Dies liegt nicht an einem schlechten Schreibstil der Verfasserin; ihr ist höchstens vorzuwerfen, damalige, abwertende Ausdrücke wie Randstaaten, Pufferstaaten und Oststaaten ohne Anführungszeichen zu verwenden. Nein, die Ursachen sind der Aufbau der Arbeit und die Präsentation der Themen.

Der Titel lässt manches vermuten, doch es handelt sich weder um eine politische und wirt-

schaftliche Geschichte Ostpreußens in der Zeit der Weimarer Republik, noch um eine Geschichte der Beziehungen Ostpreußens zu Litauen und der UdSSR im Untersuchungszeitraum. Stattdessen stellt die Autorin dar, wie ostpreußische Politiker, in erster Linie der Oberpräsident, sowie Wirtschaftskreise versuchten, die aus dem Versailler Vertrag entstandene missliche Situation ihrer Provinz zu überwinden. In diesem Zusammenhang behandelt Shindo vor allem politische Pläne für Ostpreußen wie den Oststaatsplan, die Unterstützung aus dem Reich in Form der Ostpreußenhilfe und ähnliche Maßnahmen, Königsberger Initiativen sowie handelspolitische Verhandlungen mit Litauen und der UdSSR.

Vor dem Leser werden Denkschriften, Entwürfe, Protokolle von Vertragsverhandlungen, internationale Abkommen usw. ausgebreitet, während der historische Rahmen deutlich zu kurz kommt. Beispielsweise wird die deutsche Inflation nur ein einziges Mal erwähnt und zwar im Zusammenhang mit den negativen Folgen ihres Endes (S. 152). Dabei handelte es sich um eine der einschneidendsten politischen und wirtschaftlichen Vorgänge der Weimarer Ära. Wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen

werden nur am Rande behandelt. Sozial- oder kulturgeschichtliche Zugänge fehlen komplett. Als Historiker trifft man gewöhnlich im Archiv auf umfangreiches bürokratisches Material, ob dieses aber in der gesamten Breite für den Leser von Interesse ist, erscheint als fragwürdig.

Die Autorin hat tatsächlich intensiv im Archiv gearbeitet und ebenso zahlreiche Dokumentenpublikationen herangezogen. Auch ist die Liste der verwendeten Literatur lang, allerdings nutzt sie fast ausschließlich deutschsprachige Titel, selbst englischsprachige sind eine Seltenheit. Deshalb schreibt sie praktisch nur aus einer deutsch-ostpreußischen Perspektive. Ihre Kenntnisse der litauischen Geschichte beispielsweise sind so lückenhaft, dass selbst der Ablauf der Staatsgründung falsch wiedergegeben wird (S. 59).

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges befand sich Ostpreußen als Exklave tatsächlich in einer prekären Lage. Der wichtige Import von Getreide, Holz und Hülsenfrüchten aus dem Osten war weggebrochen, die Provinz war durch einen „Korridor“ isoliert, die Grenzziehung anfangs unklar und die politische Situation in der Region unstabil. Für die agrarisch geprägte Region mit einem hohen Anteil unrentabler Kleinbauernstellen waren die wirtschaftlichen Probleme enorm. Die Autorin konzentriert sich in erster Linie darauf, wie diese Probleme durch Verhandlungen mit dem Reich und den Nachbarn gelöst werden sollten. Wichtig waren eine Wiederbelebung des Außenhandels und günstige Bedingungen für den Eisenbahnverkehr und die Binnenschifffahrt. Nach Auffassung des Rezensenten geht die Autorin jedoch zu sehr auf die bürokratischen

und juristischen Aspekte dieser Unternehmungen ein und behandelt viel zu wenig den politischen oder ökonomischen Rahmen. Ihr gelingt es allerdings wohl zu belegen, dass Ostpreußen eben nicht ein „ostelbisches Junkerland“ war und zahlreiche eigene Initiativen wie die Einrichtung einer Ostmesse an den Tag legte. Die Lage Ostpreußens blieb jedoch heikel, denn der Handel mit dem Osten konnte nicht im erhofften Umfang wiederbelebt werden, die Verkehrsverbindungen waren problematisch und die Landwirtschaftskrise in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sowie die Weltwirtschaftskrise trafen die Provinz hart.

Die Stärke des Werkes und für den Leser gleichzeitig eine Schwäche liegt darin, wie sehr die Autorin auf teilweise wenig untersuchte Themen wie ein deutsch-sowjetisches Eisenbahnabkommen oder die zweimaligen deutsch-litauischen Verhandlungen über einen Handelsvertrag eingeht und dabei stets auch die Verbindung zur Provinz Ostpreußen herstellt. Wer zu solchen Fragen nachschlagen möchte, findet in diesem Werk die nötigen Informationen, die oftmals auf der Basis von unveröffentlichten Dokumenten erarbeitet sind. Als lobenswert erscheint auch, wie Shindo beispielsweise die Memelkrise und den Konflikt um Vilnius/Wilno in ihre Untersuchung miteinbezieht. In diesem Werk steckt wirklich sehr viel Forschungsarbeit. Allerdings würde erst eine Kürzung des Textes um mehr als die Hälfte und eine anschließende Erweiterung um den historischen und wirtschaftlichen Kontext ihn zu einer echten Leistung machen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

JARRETT ZIGON: *Multiple Moralities and Religions in Post-Soviet Russia*. Edited by Jarrett Zigon. New York, Oxford: Berghahn, 2011. VII, 238 S., 5 Abb., 1 Tab. ISBN: 978-0-85745-209-2.

Dem Thema „Religion in Russland“ werden in den letzten Jahren mehr und mehr Studien und Sammelbände gewidmet. Sie kommen nicht nur aus der Geschichtswissenschaft, sondern auch

aus der Politologie, der Soziologie, der Religionswissenschaft oder anderen Fächern. Die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes vertreten in ihrer großen Mehrheit die Kulturanthropologie; sie haben sich vorgenommen, der Frage nach religiös begründeten moralisch-ethischen Ansätzen und Praktiken im postsowjetischen Russland nachzugehen. Das ist eine überaus interessante Fragestellung, da zu überlegen ist, ob und wie sich die Traditio-

nen der orthodoxen und der sozialistischen Moral unter den Bedingungen des heutigen Russlands (und unter Einfluss weiterer religiöser Traditionen) zu einem Normen- und Wertekanon entwickeln, und wie dieser von den Akteuren, von den handelnden und entscheidenden Menschen also, umgesetzt wird.

Der Band besteht aus zehn Kapiteln und einem Nachwort. Die ersten beiden Kapitel sind als *Introduction* zusammengefasst, die anderen acht sowie das Nachwort unter der Überschrift *Multiple Moralities*. Der Herausgeber des Bandes gibt zunächst einen einführenden Überblick, in dem er darauf verweist, dass die Klage über die fehlende Moral (vor allem der Jugend) eine lange sowjetische Tradition hat und dass vor allem die Argumentation mit religiösen Traditionen nach dem Ende der UdSSR den Diskurs verändert hat. ALEXANDER AGADJANIAN, Religionswissenschaftler an der Moskauer RGGU, stellt in seinem Beitrag die russische postsowjetische Religiosität in den Mittelpunkt, wobei der Bezug zur Frage nach der Moral nicht immer deutlich wird. Die übrigen Beiträge bringen sehr unterschiedliche Fallstudien: Das Verständnis von *nranstvennost'* bei russischen Lehrerinnen (A. ŁADYKOWSKA), ökumenische Projekte zu sozialer Gerechtigkeit (M. L. CALDWELL), karitative Aktivitäten zweier orthodoxer Gemeinden in einer Stadt bei St. Petersburg (D. TOCHEVA), die fragile moralische Situation im Nachkriegssetschchienien (I. RAUBISKO), die moralischen Vorstellungen der „Kirche des Letzten Testaments“ im Kontext der sowjetischen Vergangenheit (A. A. PANCHENKO), die Verwendung der Familie des letzten Zaren für verschiedene moralische Standpunkte (K. ROUSSELET), die Verehrung der heiligen Xenia von St. Petersburg (J. KORMINA/S. SHYRKOV) und die Frage nach der Unterstützung von Kirchenneubauten durch Sponsoren und Gemeindeangehörige (T. KÖLLNER). In ihrem Nachwort diskutiert CATHERINE WANNER die Frage nach der Moralität als konzeptionelles und theoretisches Problem unter besonderer Berücksichtigung der postsozialistischen Situation und des „secularism“ als Herausforderung für die Anthropologie. Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren sowie ein Register be-

schließen den Band.

Die vorliegende Publikation hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits handelt es sich um zumeist eindrucksvolle und sehr sorgfältig recherchierte Einzelstudien. Die Verfasserinnen und Verfasser haben zum Teil aufwändige und lange Forschungsaufenthalte in entlegenen Regionen Russland auf sich genommen, um mit Methoden der anthropologischen Feldforschung wie etwa teilnehmende Beobachtung oder Interviews zu ihren Erkenntnissen zu gelangen, die sie in den Beiträgen konzeptionell aufbereitet haben. So erfahren wir von Phänomenen, die bisher nur wenigen Spezialisten bekannt waren. Andererseits aber vermisst man bei der Lektüre ein wenig den Zusammenhang zwischen den Beiträgen. Auch dem „Nachwort“, das auf zwar auf einzelne der Beiträge eingeht (und das ebenso gut in den einleitenden Teil gepasst hätte), gelingt es nicht, die Kohärenz des Bandes zu vergrößern. Dazu kommt, dass sich viele der Beiträge auf moralische Praktiken konzentrieren; die Frage nach Konzepten bleibt damit aber ausgespart – und man gewinnt ein wenig den Eindruck, als sei das geradezu ein Anliegen des Bandes.

Ein Versuch zur Herstellung von Kohärenz (der den Rezensenten aber nicht überzeugt hat) findet sich im einleitenden Beitrag des Herausgebers, der dort zwischen Moral und Ethik unterscheidet – Ethik verstanden „as a conscious attempt to be moral in moments of dilemma and questioning“ (S. 8). „Moral“ sind dann verschiedene individuelle und diskursive Haltungen, die institutionalisiert sein können (aber nicht müssen). Diese Unterscheidung entspricht dem Anliegen des Bandes, die Vielzahl von „moralities“ herauszustellen, die es heute in Russland gibt, was ja durchaus der Realität entspricht. Allerdings bleibt die Frage nach dem Erkenntnisgewinn über die vom Herausgeber formulierte Einsicht hinaus, dass Russland ebenso wie jede andere Gesellschaft multiple Moralvorstellungen hat. Wenn das so ist, und wenn sich die Fragestellung darauf beschränkt, dann ist letzten Endes auch die Auswahl der Fallstudien nicht von zentraler Bedeutung; man hätte diesen Nachweis auch mit ganz anderen Studien führen können. Allerdings ver-

gibt man sich durch diese Beschränkung die Möglichkeit, die durchaus spannend gewesen wäre, aus den Beiträgen so etwas wie ein Grundprinzip (oder mehrere) der Konstruktion moralischer Überzeugungen und Handlungsweisen herauszuarbeiten; vielleicht das, was der Herausgeber unter „Ethik“ versteht. Dazu wäre es allerdings notwendig gewesen, nicht nur

nach moralischen Positionen zu fragen, sondern auch die Wege zu untersuchen, auf denen sie zustande kommen, und die dahinter stehenden Konzepte. Dass das nicht geschehen ist, ist bedauerlich, schmälert aber die Qualität der im Band dokumentierten Studien nicht.

Thomas Bremer, Münster

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als *jgo.e-reviews* 2015, 3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

Harvard Ukrainian Studies: XXXI (2009–2010) No. 1–4: Poltava 1709 – The Battle and the Myth. (Peter Hoffmann)

NANCI ADLER: Keeping Faith with the Party. Communist Believers Return from the Gulag. (Wim P. van Meurs)

OLIVER BANGE, BERND LEMKE: Wege zur Wiedervereinigung. Die beiden deutschen Staaten in ihren Bündnissen 1970 bis 1990 / Im Auftrag des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr hrsg. von Oliver Bange und Bernd Lemke. (Gerhard Wettig)

M. B. B. BISKUPSKI: Independence Day. Myth, Symbol, and the Creation of Modern Poland. (Heidi Hein-Kircher)

LUTZ BUDRAß, BARBARA KALINOWSKA-WÓJCIK, ANDRZEJ MICHALCZYK: Industrialisierung und Nationalisierung. Fallstudien zur Geschichte des oberschlesischen Industrieviers im 19. und 20. Jahrhundert / Hrsg. von Lutz Budraß / Barbara Kalinowska-Wójcik / Andrzej Michalczyk. (Armin Peter)

EIKE ECKERT: Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990). (Martin Munke)

ALEXANDER ETKIND: Warped Mourning. Stories of the Undead in the Land of the Unburied. (Robert Kindler)

JOHN ANDREAS FUCHS, ANDREAS UMLAND, JÜRGEN ZARUSKY: Brücken bauen – Analysen und Betrachtungen zwischen Ost und West. Festschrift für Leonid Luks zum 65. Geburts-

tag / Hrsg. von John Andreas Fuchs, Andreas Umland und Jürgen Zarusky. (Jan Kusber)

ANNE E. GORSUCH, DIANE P. KOENKER: The Socialist Sixties. Crossing Borders in the Second World / Ed. by Anne E. Gorsuch and Diane P. Koenker. (Mark Keck-Szajbel)

HEIKO HAUMANN: Geschichte Russlands. (Jan Kusber)

M. ROBERT HAYDEN: From Yugoslavia to the Western Balkans. Studies of a European Disunion, 1991–2011. (Holm Sundhaussen)

MICHAEL JONAS: NS-Diplomatie und Bündnispolitik 1935–1944. Wipert von Blücher, das Dritte Reich und Finnland. (Agilolf Keßelring)

POLLY JONES: Myth, Memory, Trauma. Rethinking the Stalinist Past in the Soviet Union 1953–1970. (Dietrich Beyrau)

FRIEDERIKE KIND-KOVÁCS, JESSIE LABOV: Samizdat, Tamizdat, and Beyond. Transnational Media During and After Socialism / Ed. by Friederike Kind-Kovács and Jessie Labov. (Manuela Putz)

DIANE P. KOENKER: Club Red. Vacation Travel and the Soviet Dream. (Mark Keck-Szajbel)

MARTIN KOHLRAUSCH, KATRIN STEFFEN, STEFAN WIEDERKEHR: Expert Cultures in Central Eastern Europe. The Internalization of Knowledge and the Transformation of Nation States since World War I / Edited by Martin Kohlrausch / Katrin Steffen / Stefan Wiederkehr. (Jakub Rákosník)

ALEXANDER KORB: Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945. (Klaus Buchenau)

TAT'JANA A. LAPTEVA: Provincial'noe dvorjanstvo Rossii v XVII veke. (André Berelowitch)

KARSTEN LINNE, FLORIAN DIERL: Arbeitskräf-

- te als Kriegsbeute. Der Fall Ost- und Südosteuropa 1939–1945 / Hrsg. von Karsten Linne und Florian Dierl. (Lutz Prieß)
- ALTER L. LITVIN: *Žizn' kak vyživanie. Vospominanija i razmyšljenija o prošlom.* (Dietrich Beyrau)
- SONJA LUEHRMANN: *Secularism Soviet Style. Teaching Atheism and Religion in a Volga Republic.* (Andreas Oberender)
- STEFANIE MAYER: „Totes Unrecht“?. Die „Beneš-Dekrete“ – eine geschichtspolitische Debatte in Österreich. (Arnold Suppan)
- KATHERINE PICKERING ANTONOVA: *An Ordinary Marriage. The World of a Gentry Family in Provincial Russia.* (Stefan Lehr)
- ELIASZ PIELGRZYMOWSKI: *Poselstwo i krótkie spisanie rozprawy z Moskwą. Poselstwo do Zygmunta Trzeciego.* (Kolja Lichy)
- KRISTIN ROTH-EY: *Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War.* (Kirsten Bönker)
- JÖRG SCHULTE, OLGA TABACHNIKOVA, PETER WAGSTAFF: *The Russian Jewish Diaspora and European Culture, 1917–1937.* / Edited by Jörg Schulte, Olga Tabachnikova and Peter Wagstaff. (Nick Underwood)
- SERGEJ SLUTSCH, CAROLA TISCHLER: *Deutschland und die Sowjetunion 1933 – 1941. Dokumente aus russischen und deutschen Archiven / Im Auftrag der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen.* Hrsg. von Sergej Slutsch und Carola Tischler unter Mitarbeit von Lothar Kölm. Projektbetreuung: Bianka Pietrow-Ennker. (Bernd Bonwetsch)
- PAUL STRONSKI: *Tashkent. Forging a Soviet City, 1930–1966.* (Claus Erik Bech Hansen)
- PHILIPP THER: *Kulturpolitik und Theater. Die kontinentalen Imperien in Europa im Vergleich / Hrsg. von Philipp Ther.* (Heidi Heine-Kircher)
- ALEKSEJ A. TICHOMIROV: „Luščij drug nemckogo naroda“. *Kul't Stalina v Vostočnoj Germanii (1945–1961).* (Oksana Nagornaja)
- VLADIMIR TISMANEANU: *Stalinism Revisited. The Establishment of Communist Regimes in East-Central Europe / Ed. by Vladimir Tismaneanu.* (Gerhard Wettig)
- MICHAIL IVANOVIČ VORONKOV, A. O. NIKITIN: *Intelligent i época. Dnevniki, vospominanija i sta'ı (1911–1941) / Sost., vstup. st. i koment. A. O. Nikitina.* (Dietrich Beyrau)
- JÜRGEN ZARUSKY, MARTIN ZÜCKERT: *Das Münchener Abkommen von 1938 in europäischer Perspektive. / Hrsg. von Jürgen Zarusky und Martin Zückert.* (Martin Munke)